



Nr. 18.

Erscheint Sonnabends
und ist in der Post-Zeitungspreisliste
unter Nr. 1738 eingetragen.

Berlin, den 1. Februar.

Abonnementspreis
bei der Post oder im Buchhandel
vierteljährlich 3 Mark.

1890.

Inhalt: Stine. Von Theodor Fontane (Fortsetzung). — Soll man philosphieren? Von Dr. Paul Otto Schmidt. — Ethische Infektionskrankheiten. Von Dr. Julius Lang. — Geistiger als Kunstphilosoph. Von Moritz Rieder. — Der Weg zum Parlament. Numantisches Gemälde. Von Adolf Hachs. — Das Märchen vom deutschen Traume. Von Carl Zeltreter. — Aus der emilischen Schule. Von R. M. — Kleine Schrift.

Stine.

Von

Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

Wanda, trotzdem sie nicht Wand an Wand mit der Schlichtingschen Vorderstube wohnte, mußte trotzdem von dieser Unterhaltung gehört haben, denn als eben die Thür zugeworfen werden sollte, war sie, wie aus der Erde gewachsen, da und sagte: „Gott, Olga. Was bringst Du denn, Kind? Mutter ist doch nicht krank?“ Olga hielt ihr statt aller Antwort den Brief entgegen. „Ach, ein Brief. Na, denn komm in meine Stube, daß ich ihn lesen kann. Hier ist es ja stockduster und wahrhaftig nicht zu merken, daß man bei 'nem Glaser wohnt.“

Dabei nahm sie das Kind bei der Hand und zog es mit sich durch die mit jedem Schritte dunkler werdende Schlichtingsche Wohnung, bis in ihre Hinterstube hinein. Hier mußte sie lachen, als sie den sonderbaren Briefverschluß ihrer Freundin Pauline sah; dann aber öffnete sie die verklebte Stelle mit einer aus ihrem dicken, schwarzen Zopf genommenen Haarnadel und las nun mit sichtlicher Freude:

Liebe Wanda. Er kommt heute wider, was mir sehr verwehrt ist, denn ich mache grade reine. Gott, ich bin so ärgerlich und bitte Dich bloß: komm. Ohne Dir is es nichts. Stine kommt auch. Komm klocker 8, aber nich später und behalte lieb
Deine Freundin

Pauline Pittelkow,
geb. Rehbein.

Wanda steckte den Brief unter die Taille, schnitt Olga ein großes Stück von einem in einer Fayenceterzine mit Deckel aufbewahrten altdeutschen Kapfluchen ab und sagte dann: „Und nu grüße Mutterchen ab und sag' ihr, ich käme Punkt acht. Mit 'm Schlag. Denn wir von's Theater sind pünkt-

lich, sonst geht es nich. Und wenn Du wiederkommst, Olga, so kannst Du gleich die kleine Hofstreppe 'raufkommen, bloß drei Stufen, da brauchst Du vorn nich durch und is kein Fräulein Flora nich da, die Dich anschreit und wegschicken will. Hörst Du?“ Und in einer Art Selbstgespräch setzte sie hinzu: „Gott, diese Flora: je weniger Bildung, je mehr Einbildung. Ich begreife diese Menschen nich.“

Olga versprach alles zu bestellen und eilte mit ihrem Beutestück ins Freie. Kaum draußen, sah sie sich noch einmal um und biß dann herzhaft ein und schmatzte vor Vergnügen. Aber schöner Andank keimte bereits in ihrer Seele, und während es ihr noch ganz vorzüglich schmeckte, sagte sie schon vor sich hin: „Eigentlich is es gar kein richtiger . . . Ohne Rosinen . . . Einen mit Rosinen ess' ich lieber.“

4. Kapitel.

Als Olga, nach Erledigung aller ihr aufgetragenen Gänge, den zu Kaufmann Marzahn an der Ecke natürlich mit eingerechnet, wieder nach Hause kam, fand sie hier alles verändert und Tante Stine damit beschäftigt, die rote Wollschur der Tüllgardinen in die messingblechne Halter einzuhaken. Überall herrschte Sauberkeit und Ordnung — nur in der Nebenstube war man nicht fertig geworden — und das einzige, was als Störung gelten konnte, war ein eben abgegebener Korb mit Weinflaschen und eine vorläufig auf einen daneben stehenden Stuhl gesetzte Hummermayonnaise.

Olga berichtete, daß Wanda kommen würde, was von seiten der Pittelkow mit sichtlicher Freude vernommen wurde. „Wenn Wanda nich da is, is es immer bloß halb. Ich möchte mir nich alle Tage hinstellen im Prinzessin spielen; aber das muß wahr sein, alle von's Theater haben so was um kriegen einen Schick im können reden. Wo's ihnen eigentlich siht, ich weiß es nich um am wenigsten bei Wanda. Wanda war immer die Faulste von uns um die Klügste auch nich und ließ sich vorsagen und ohne Lehrer Klüße . . . na, mit dem

hatte sie's. Überhaupt, es war 'ne pflüßige Kröte, was sonst die Dicken eigentlich nicht sind. Aber immer gut im kein Reih-hammel im gab immer was ab."

Während dieser Rede, die sich nur halb an Stine richtete, war die mitten auf dem Sofa stehende Witwe mit Geraderückung dreier Bilder beschäftigt und trat, als sie damit fertig war, vom Sofa her bis an die Thürschwelle zurück, um von hier aus noch einmal alles überblicken und sich von dem Gelingen ihres Arrangements überzeugen zu können. Wegen solcher Dinge gelobt zu werden, war ihr, bei ihrer im Grunde genommen ganz auf Wirtschaftlichkeit und Ordnung gestellten Natur, ein wahres Herzensbedürfnis, und wenn sie je zuvor einen Anspruch auf ein dafür einzuheimendes Lob gehabt hatte, so sicherlich heute. Alles was aus dem ihr zur Verfügung stehenden Material gemacht werden konnte, war daraus gemacht worden und ließ wenigstens momentan übersehen, wie sehr und zum Teil auch in wie komischer Weise sich die hier aufgestellten Sachen untereinander widersprachen. Ein Büffett, ein Sofa und ein Pianino, die, hintereinander weg, die von keiner Thür unterbrochene Längswand des Zimmers einnahmen, hätten auch bei „Geheimrats“ stehen können; aber die von der Pittelkow eben gerade gerückten drei Bilder stellten das im übrigen erstrebte Ensemble wieder stark in Frage. Zwei davon: „Entenjagd“ und „Tellskapelle“ waren nichts als schlecht kolorierte Lithographien allernuesten Datums, während das dazwischen hängende dritte Bild, ein riesiges, stark nachgedunkeltes Öporträt, wenigstens hundert Jahre alt war und einen polnischen oder litauischen Bischof verewigte, hinsichtlich dessen Sarastro schwor, daß die schwarze Pittelkow in direkter Linie von ihm abstamme. Gegensätze wie diese zeigten sich in der gesamten Zimmereinrichtung, ja schienen mehr gesucht als vermieden zu sein, und während sich an einem der Wandpfeiler ein prächtiger Trumeau mit zwei vor-springenden goldenen Sphingen breit machte, standen auf dem Bücherschrank zwei jämmerliche Gipsfiguren, eine Polin und ein Pole, beide kokett und in Nationaltracht zum Tanz an-sehend. Am interessantesten aber präsentierte sich der eben er-wähnte Bücherschrank selbst, dessen vier Mittelfächer leer waren, während auf seinem obersten Brett zwölf prachtvoll in Leder gebundene Bände von Humes History of England und acht-zehn Bände Oeuvres posthumes de Frédéric le Grand stan-den und einen wundervollen Gegensatz zu dem „Berliner Pfennig-magazin“ bildeten, das, in zwei Häufen übereinander getürmt, unten im Schrank lag. All dies Einrichtungsmaterial, Kleines und Großes, Kunst und Wissenschaft, war an ein und dem-selben Vormittage gekauft und mittels Handwagen, der ein paar-mal fahren mußte, von einem Trödler in der Mauerstraße nach der Invalidenstraße geschafft worden. Auf die vor allem verwunderlichen französischen und englischen Prachtbände hatte der, aus dessen Mitteln dies alles kam, eigens und mit be-sonderem Nachdruck bestanden, „auf daß,“ wie er sich in seiner spöttisch huldigenden Weise auszudrücken liebte, „die Welt er-fahre, wer Pauline Pittelkow eigentlich sei.“

Das waren die Schätze, die jetzt, von der Thür her, einer letzten Musterung unterworfen wurden, und als schließlich auch noch die Franzen des vor dem Sofa liegenden Brüsseler Tep-pichs gerade gezupft waren, sagte die Pittelkow: „So, Stine, nu komm, nu kochen wir uns einen Kaffee, das heißt einen

ortlichen. Und Olga holt uns was dazu. Willst Du Streußel oder bloß mit Zucker und Zimt?“

„Ach, Pauline, Du weißt ja . . .“

„Na, dann Streußel . . . Olga.“

Und diese, die, weil die Thür aufstand, jedes Wort ge-hört und sich nur zum Schein, aber eben deshalb auch im so zudringlich-liebevoller mit dem „Brüderchen“ beschäftigt hatte, stürzte jetzt, wie besessen, aus der Hintertube nach vorn und war ganz Ohr und Auge.

„Da, Olga. Nu geh. Aber von Klafuß, nicht von Zachow. Und nasse dich wieder im rede nachher von Krimmel.“

„Und nu, Stine,“ fuhr die Pittelkow fort, während Olga verschwand und das längst blankgewordene Treppengeländer im Nu herunterstufte, „nu wird's auch wohl Zeit, uns fein zu machen. Aber komme nicht wieder in Deinem grünen Kamlot. Du weißt, so was kann er nicht leiden. Und so lang es so is, wie es is, muß man doch machen, was er will. Und denn bringt er ja auch das ausgeputzte Ei mit. Und die fem' ich, die verlangen immer am meisten, und wenn's weiter nichts is, wollen sie wenigstens was sehn im Augen machen. Und das weiß auch die Wanda. Paß mal auf, die kommt wieder mit's schwarze Sammtkleid und 'ne Rose vorn. Ich muß immer lachen.“

Und wirklich, Wanda kam in schwarzem Sammet und sah sehr stattlich aus. Ihr Kopf hatte nichts von der frappieren-den Schönheit ihrer alten Schul- und Jugendfreundin, aber an „Pli“ war sie dieser, wie die Pittelkow selbst zugestand, sehr überlegen. „In Pli kann ich gegen Elisabethen nicht an.“ Das war die letzte Rolle, worin sie Wanda gesehen und bei-nah widerwillig bewundert hatte.

„Ah, Wanda,“ so begrüßte sie jetzt die Freundin, „das is nett, daß Du da bist; immer pünktlich.“

„Ja, liebe Pauline, das is so bei uns, das lernen wir wie die Soldaten. Wenn's Stichwort fällt, müssen wir vor und wenn's das Leben kostet.“

Die Pittelkow lachte herzlich, was sie jedoch nicht abhielt, Wanda mit einer gewissen Feierlichkeit in den rechten Sofaplatz hinein zu komplimentieren. Stine, die sehr gut ausjah und auf Wunsch der Schwester ihr getüpfeltes „Perlhuhnkleid“ an-hatte, sollte sich neben Wanda setzen, bestand aber hartnäckig auf ihrem Willen und nahm einen Lehnstuhl der Schauspie-lerin gegenüber. Zwischen beiden stand ein Kiesenbouquet, das im Invalidenhausgarten für diesen Festabend geschnitten worden war: ein Duzend Rosen, aus deren Mitte hohe Feuerlilien aufwuchsen. Wanda, die riechen wollte, bückte sich zu tief hin-ein und machte sich dadurch einen gelben Bart, was Paulinen ungemein amüsierte. Sogar Olga wurde herbeigerufen. „Sieh, Olga, sieh, Tante Wanda hat 'nen Schnurrbart. Und was für einen! Ihr sollt mal sehn, Kinder, der junge Graf hat gar keinen.“

In diesem Augenblick wurde die Klingel gezogen, und die Pittelkow ging, um in Person zu öffnen. Stine folgte, weil sie nicht sitzen bleiben und großartig die Dame spielen wollte, Wanda dagegen, im Vollgefühl dessen, was sie sich und der Kunst schuldig sei, rührte sich nicht vom Fleck und thronte weiter. Erst als der Besuch eintrat, erhob sie sich und erwi-derte leicht hin den Gruß der beiden älteren Herren, während sie vor dem jungen Grafen einen Hofniz machte.

„Darf ich die Herrschaften miteinander bekannt machen?“ fragte jetzt Sarastro verbindlich und mit anscheinend ernstester Miene. „Mein Nefse Waldemar (dieser verbeugte sich), Frau Pauline Pittelkow geborene Rehbein, Fräulein Ernestine Rehbein, Fräulein Wanda Grzymacher. Einer Vorstellung unseres Freundes Papageno bedarf es nicht; er genießt des Vorzuges, allen Anwesenden bekannt zu sein.“

In der Art, wie diese Vorstellung von den drei Damen aufgenommen wurde, zeigte sich durchaus die Verschiedenheit ihrer Charaktere: Wanda fand alles in der Ordnung, Pauline brummte was von Unsinn und Afferei vor sich hin, und nur Stine, das Verlesende der Komödie herausführend, wurde rot.

„Hat Borchardt geschickt?“

„Versteht sich, hat er . . .“

„Nun, dann bitt' ich also . . .“

Der ungewöhnliche Bestimmtheitsston, in dem das alles von seiten Sarastro's gesagt wurde, verschmupfte die Pittelkow nicht wenig, sie hielt es aber für angemessen, ihren Ärger darüber auf andere Zeit zu vertagen, und ging mit Stine hinaus, um den schon vorher gedeckten Tisch aus dem Hinterzimmer in das Vorderzimmer zu tragen.

Inzwischen war der alte Graf, der sehr feine Nerven hatte, durch die Feuerkilien und ihren Geruch heftig inkommodiert worden; er nahm sie darum ohne weiteres aus dem Bouquet, öffnete das Fenster und warf sie hinaus. „Ein mir unerträglicher Geruch; halb Kirchhof, halb Pfarrgarten. Und von beiden halt' ich nicht viel.“

Ehe fünf Minuten um waren, war die Tafelrunde geschlossen. Alle saßen an einem ovalen Tisch; obenan der alte Graf, neben ihm Wanda und Stine, dann Papageno und Waldemar, zu unterst aber, also dem alten Grafen gegenüber, seine Freundin Pauline. Sie sah so, daß sie bei jedem Aufblick in den Trumeau sehen mußte, was den alten Grafen, als er es merkte, zu dem halb scherzhaften, halb huldigenden Zuruf: „Ehre, dem Ehre gebührt!“ veranlaßte. Die Pittelkow aber gefiel sich heute in Ablehnung solcher Huldigungen und sagte: „Sott, Ehre! Mir ist nichts prächtlicher, als immer meine Bijage sehn.“

„Dann bitt' ich meine schöne Freundin, ihren Augenschlag etwas niedriger zu richten; sie sieht dann mich.“

Das erheiterte sie. „Da bin ich doch lieber fürs Gewesene. Da bin ich doch noch lieber für mich.“

Sarastro und Papageno waren entzückt und tranken ihrer schwarzen Freundin zu.

„Immer dieselbe,“ sagte Sarastro. „Nicht wahr, Fräulein Wanda?“

Diese stimmte zu, schon einfach, weil sie mußte, begann aber doch an ihrer Nase zu zupfen, zum Zeichen, daß sie nicht hergekommen sei, sich vor den Triumphwagen der Witwe Pittelkow zu spannen. Dann lehnte sie sich zurück und sah nach der Tellskapelle hinauf.

Papageno trug dieser Stimmung Rechnung und kam der Künstlerin, die durchaus veröhnt werden mußte, mit einem Kunstgespräch entgegen, was sich um so eher thun ließ, als auch der alte Graf an allem Theaterklatsch einen ehelichen Anteil nahm und keinen Unterschied machte, gleichviel ob sich's um die Lucca oder Patti, oder um die letzte Choristin in der „Fledermaus“ handelte.

„Meine Gnädigste,“ begann Papageno, „was dürfen wir demnächst an Neuigkeiten auf Ihrem Kunstinstitut erwarten?“

„Unser Alter,“ erwiderte Wanda, „will es mit einem Ausstattungsstück versuchen. Er meint, es sei noch das einzige . . .“

„Da hat er recht. Ist es eine Reise nach dem Mond oder in den Mittelpunkt der Erde?“

„Hoffentlich das letztere,“ warf der alte Graf ein. „Ich bin für Mittelpunkte.“

Wanda lächelte. Das Eis war gebrochen, und es wurde ihr von diesem Augenblick an einigermaßen schwer, in einem öden, weil wenigstens zunächst noch unpersönlich verbleibenden Kunstgespräch weiter fortzufahren. Sie bezwang sich aber und sagte, während sie nur dann und wann den alten Grafen verständnisvoll streifte: „Wegen Beschaffung eines Textes hat sich der Alte natürlich kein graues Haar wachsen lassen. Er bleibt bei seiner Abneigung, für Dinge zu zahlen, die man umsonst haben kann, und glaubt, wie mein Kollege Pöltrig sagt, der übrigens studiert hat, anstandslos in das Gebiet der Dichtung übergreifen zu können. Unser Alter ist überhaupt der Mann der Übergriffe, woran ich immer nur mit Unwillen denken kann.“

„Empörend,“ sagte der alte Graf. „Abgründig ahn' ich bereits, an welche Thür er geklopft haben wird. Wohl zu verstehen, an welche Dichterthür. Ich wette zehn gegen eins: Shakespeare . . .“

„Der Herr Graf treffen immer ins Schwarze. Ja, das «Wintermärchen,» und mir ist die Hauptrolle zugefallen, die der Hermione, von der ich vorläufig nur weiß, daß ich eine ganze Scene lang auf einem Postamente stehe, ganz schmucklos, aber doch was Weißes um.“

Sarastro lächelte. „Diese Besetzung der Rolle kann niemand überraschen, und Sie, mein gnädigstes Fräulein, wenn Sie nicht blind gegen Ihre so deutlich hervortretenden Gaben und Vorzüge sind, am wenigsten. Die Natur hat Sie zu glücklich ausgestattet, als daß das Marmorbräutliche, das hier beinahe ausschließlich in Frage kommt, an Ihnen vorübergehen konnte. Wenn ich mir Sie so denke, ganz Stein, und mit einem Male durchdringt Sie das warme, pulsierende Leben, alles wogt, und in rötlicher Beleuchtung steigen Sie vom Sockel hernieder, um wieder Mensch unter Menschen zu sein, ein erhabener Gedanke . . .“

„Der Herr Graf schmeicheln. Es ist eine Rolle, die durchaus Jugend fordert, ja mehr als Jugend, ich möchte sagen dürfen, Jugend und Zartheit . . .“

„Eigenschaften, die Sie sich in übergroßer Bescheidenheit nur absprechen, um unseres heftigsten Widerspruchs sicher zu sein. Hermione, soviel mir vorschwebt, ist schon zu Beginn des Stückes Gattin und Mutter, zudem auf Antreue verklagt, Ereignisse, die doch nur ausnahmsweise vor das vierzehnte Lebensjahr fallen. Ich bitte Sie, was heißt jung, und vor allem, was heißt zart. Es wird mit diesem Worte «zart» ein beständiger Mißbrauch getrieben, und alles, was bleich oder schwindlich ist, das ist sicher, als zart bezeichnet zu werden. Eine der vielen Verirrungen unseres modernen Geschmacks. Zart, zart; zart ist etwas Innerliches, Seelisches, das auch innerhalb einer vollsten Formgebung existieren kann. Fragen Sie meinen Neffen. Er reist seit fünf Jahren in Italien

umher, namentlich in Kirchen, und kennt, schlecht gerechnet, fünftausend Heilige weiblichen Geschlechts. Und was heilig ist, muß doch auch zart sein. Und nun soll er uns Rede stehen über den Begriff der Zartheit. Ich will seinem bessern Urteile nicht vorgreifen, aber ich wage vorweg die Behauptung, alles, was er von heiligen Cäcilien und Barbaras und selbstverständlich auch von Genovevas, die immer die Hauptsache bleiben, gesehen hat, — alle waren Damen von Ihrer Konstitution, meine Gnädigste, Damen, denen alles Mondscheinene fehlte, Damen in schwarzem Sammet und roter Rose. Waldemar, ich bitte Dich dringend, unterstütze mich in einer Sache, die meinem Herzen und meinem Kunstgeföhle gleich viel bedeutet.“

Er stieß mit Wanda an und hatte die Freude, daß Waldemar auf den angestimmten Ton einging und unter verbindlichem Lächeln versicherte: Der Dunkel habe recht; alle Heiligen seien wohlproportioniert, und auch das Zarteste könne sich noch innerhalb der Wellenlinie . . .

„Brav, brav,“ unterbrach hier der Graf. „Und so bitt' ich denn, die Gläser zu füllen, um auf das Wohl Hermionens zu trinken, — eine von Fräulein Wanda bevorzugte Accentverschiebung, die mir eine ganz neue Auffassung verspricht. Denn die Accente machen's im Leben und in der Kunst. Es lebe die Kunst, es lebe das Zarte, es lebe die Wellenlinie, vor allem, es lebe Hermione-Hermione, es lebe Fräulein Wanda, es lebe die rote Rose.“

Wanda verneigte sich und überreichte dem alten Grafen die rote Rose, die so sinnig den Schluß seiner Rede gebildet hatte. Der alte Baron aber stieß von der andern Seite her mit beiden an.

Es folgte nun Toast auf Toast, Papageno ließ Stine leben, und nachdem auch noch Waldemar, ebenfalls an Stine sich wendend, ein paar Worte gesprochen, sprach Wanda, wie herkömmlich, in Klappreimen, die sie sich übrigens auf die einfachste Weise, indem sie „Liebe“ statt „Freundschaft“ setzte, für Gelegenheiten wie die heutige aus einem alten Stammbuchvers zurecht gemacht hatte. Zuletzt ergriff der alte Graf noch einmal das Wort, um seine Freundin Pauline leben zu lassen. Er verschwieg aber ihren Namen dabei, sprach nur ganz allgemein über den Zauber und die Vorzüge der Witwenchaft, und schloß mit dem Ausruf: „Es lebe meine Mohrenkönigin, meine Königin der Nacht.“

Alles erhob sich, und Baron Papageno versicherte, daß das ein echter Sarastro-Toast gewesen sei, und daß die Reihe der Trinksprüche nicht würdiger hätte schließen können.

Alle stimmten zu, nur nicht die, der der Trinkspruch gegolten hatte. Das Drastische darin mochte gehen (verhöhte sie doch selber alles, was sie „sich zieren“ nannte), der Spott aber, der durchklang, und ein behagliches Sich-Ergehen in Witzspielen, die sie nur halb verstand, und die gerade deshalb ihr schlimmer erschienen als sie waren, — das verdarb ihr die Stimmung, und so sagte sie, während sie sich verjäherte: „Na, Graf, bloß nich so, bloß nich übermütig. Das lieb' ich nich. Un so vor alle! Was sollen denn der junge Herr Graf davon denken?“

„Immer das Beste.“

„Na, das Gute wäre mir lieber.“ Und während sie sich Wasser einschenkte, wiederholte sie: „Königin der Nacht. Is nich zu glauben.“

(Korrekturen folgt.)

Soll man philosophieren?

von
Dr. Paul Otto Schmidt.

Es gab Zeiten, wo eine solche Frage müßig, banal, ja lächerlich erschienen wäre. Man braucht dabei gar nicht an die griechisch-klassische Kulturepoche, an die Zeiten eines Plato und Aristoteles zu denken, wo die Philosophie als die Herrin, Königin gefeiert und jede der verschiedenen Einzelwissenschaften als eine ihrer „Mägde“ betrachtet wurde. Es ist noch gar nicht so lange her, daß man die absolute Souveränität der Philosophie allen übrigen Wissenschaften gegenüber allgemein und rückhaltlos anerkannte. Noch vor nicht viel mehr als einem halben Jahrhundert durfte ein Schelling den Ausspruch wagen: „Seitdem die ‚Idee‘ des Lichtes (auf spekulativem Wege) gefunden, ist die (empirische) Newtonsche Farbenlehre überflüssig geworden.“ Ein Hegel wurde nicht ausgelacht, wenn er behauptete: „Alles was ist, ist vernünftig,“ und die Philosophie „die denkende Betrachtung der Gegenstände“ hat keine andere Aufgabe, als die „Wirklichkeit des Vernünftigen“ dialektisch nachzuweisen.

Heutzutage ist das freilich anders. Wenn jetzt jemand jene bekannte und pikante Geschichte von den Freiern der Penelope und deren Mägden heranziehen wollte, um die Stellung der Philosophen zu den übrigen wissenschaftlichen Forschern zu kennzeichnen, so müßte er sich auf ein überlegenes spöttisches Lächeln oder eine entrißte Zurechtweisung von seiten der letzteren gefaßt machen. Die sog. „Mägde“ sind jetzt — pochend auf ihre, der Menschheit angeblich ganz allein geleisteten Dienste — so stolz und hochfahrend, um nicht zu sagen „froh“ geworden, daß sie ihre frühere Herrin entweder ganz aus ihrem Kreise verbannen oder ihr höchstens eine bescheidene, nicht einmal immer gleichberechtigte Stellung neben sich zugeben möchten. Wo man überhaupt noch die Philosophie großmütig gelten läßt, will man sie von den übrigen Wissenschaften womöglich ganz loslösen, auf ein „nur ihr eigenes Gebiet,“ wie man sagt, beschränken und beileibe nicht dulden, daß sie in jene, wenn auch noch so bescheiden, hineinrede.

Die meisten der jetzigen Vertreter der Philosophie finden denn auch eine solche untergeordnete Stellung ganz bequem: sie sind der Mühe überhoben, mit den übrigen Wissenschaften beständig Fühlung zu behalten, von allen derselben einiges, von einigen alles — lernen zu lernen. Sie leben schlecht und recht von dem schmalen Erbeil der Vorfahren, das ihnen nach dem „großen Krach“ der Schelling-Hegelschen Spekulationen übrig geblieben, und suchen es durch möglichst „intensive Wirtschaft“ mehr zu erhalten als zu vermehren.

Es sind deshalb in der Regel jetzt nicht, wie sonst wohl, die besten Köpfe, welche sich der Philosophie zuwenden. Wer sich nur einigermaßen schöpferische Potenz zutraut und über solide Kapitalien des Wissens verfügt, scheut sich mit einer fast lächerlichen Angstlichkeit, diese in „philosophischen Spekulationen“ anzulegen. Fragt er einen erfahrenen Freund um Rat, so macht dieser es nicht etwa wie Schiller in dem bekannten Gedichte: „An einen jungen Freund, der sich der Weltweisheit widmet,“ hält ihm großartige Reden über die unendliche Wichtigkeit und Erhabenheit der Sache, sondern sagt etwa in aller Ruhe und Trockenheit: „Es giebt jetzt so viele andere, gute und solide Kapitalanlagen, zu was denn dein Geld und deine Fähigkeiten in ausichtslose Unternehmungen stecken!“ Wenn nun trotzdem ein philosophisch veranlagter Kopf, von einem unwiderstehlichen Instinkte getrieben, alle Bedenken überwindet, sich dennoch in Spekulationen einläßt und sozusagen die ersten Aktien derselben zu emittieren anfängt, so will man sie nicht recht „kaufen,“ wie Verfasser dieses aus eigener Erfahrung bestätigen kann.

Hiernach scheint es also wirklich, als ob die Philosophie heutzutage ein „überwundener Standpunkt“ sei; und es ist deshalb die Frage: „Soll man philosophieren?“ in der That zeitgemäß und wohl wert, an dieser Stelle erörtert zu werden.

Ehe man nun entscheiden kann, ob man philosophieren soll oder nicht, muß man zuvor zum mindesten wissen, was „philosophieren“ eigentlich ist, und da selbst die gelehrten Fachleute hierüber kaum einig sind, so ist es um so mehr geboten, zuvor darüber genügende Klarheit zu schaffen.

Wenn nach den Vorbemerkungen es scheint, als ob die dem Philosophieren entsprechende Geistesthätigkeit im wesentlichen mit dem Zusammenfalle, was man sowohl im idealen, wie im realen Leben „spekulieren“, „Umschau halten“ nennt, so ist dies keineswegs zufällig und dieser Ausdruck nicht unabsichtlich gewählt. In der That ist „spekulieren“, „Umschau halten“ das richtige Wort, wenn man darunter eine solche Betrachtungsweise der Dinge versteht, die, über die unmittelbar, sinnenmäßig gegebenen Thatfachen hinausgehend, entweder rückwärts: auf die Erkenntnis ihrer Wurzeln (Prinzipien, Seins-elemente) oder vorwärts: auf die Voraussehung ihrer Früchte (letzten Konsequenzen) gerichtet ist. Dem man mag die Philosophie wie Aristoteles als „Wissenschaft der Prinzipien“, oder wie Herbart als „Bearbeitung der Begriffe“, oder wie Hegel als „denkende Betrachtung der Gegenstände“ bezeichnet: es bleibt immer spekulieren in dem soeben definierten Sinne.

Die „soliden Leute“ möchten hierzu vielleicht bemerken: So? Das heißt also philosophieren? — Nun, dann mag man es lieber lassen! Ist nicht alles Spekulieren in der Wissenschaft, wie im Leben, an sich schon etwas Verwerfliches? — Gewiß, es kann etwas sehr Verwerfliches sein, sofern nämlich die Basis, auf die sich die Spekulation gründet, eine unsolide oder eine Basis überhaupt gar nicht vorhanden ist: wenn man sozusagen aus dem Blauen ins Blaue spekuliert. In diesem Falle muß der bewußte „Krach“ mit naturgesetzlicher Notwendigkeit früher oder später hereinbrechen. So z. B. war es mehr oder minder „Schwindel“, wenn man zu einer Zeit, wo die Natur-Wissenschaft noch keine oder keine ausreichend exakte Basis hatte, über keine genügenden Fonds von unzweifelhaft festgestellten Thatfachen verfügte, — schon eine Natur-Philosophie mit dem Anspruch auf souveräne Geltung inaugurieren wollte. Aber muß deshalb jedes spekulative Unternehmen notwendig „Schwindel“ sein? Wäre nicht z. B. jetzt, wo die erforderliche Basis vorhanden, eine Naturphilosophie mit — wenn auch nicht gerade absoluter, so doch sozusagen konstitutioneller — Souveränität ganz am Platze? Könnte dadurch nicht — abgesehen von gewissen andern Vorteilen, auf die ich weiter unten kommen werde — so manches an den Tag kommen, was dem Specialforscher bei seinem notwendig eng begrenzten Gesichtskreise entgeht? Lehrt nicht die Geschichte der Wissenschaften, wie gewisse sog. Hypothesen, Theorien u. d. h. die anfangs rein „metaphysisch“ waren, später, d. h. jetzt, durchaus „physisch“, wissenschaftlich exakt u. wurden? — Es giebt eben, in der Wissenschaft wie im Leben, sichere und unsichere Spekulationen. Wer den richtigen Instinkt hat, d. h. ein wirklich spekulativ veranlagter Kopf ist, wird, wenn er nur einigermaßen solide Kenntnisse besitzt, leicht die sichern von den unsicheren Spekulationen unterscheiden. Wer dies nicht kann, mag seine Hände davon lassen; aber er soll nicht sagen, daß „Spekulieren“ an und für sich verwerflich ist.

Dieses Spekulieren kennzeichnet indes nur die Art, die Eigentümlichkeit der dem Philosophieren vorzugsweise entsprechenden Geistesthätigkeit. Anders ist aber eine Thätigkeit an sich und das letzte Resultat derselben. Was ist nun das letzte Resultat des Philosophierens, oder vielmehr was soll dieses sein? Hieran giebt Wilhelm Wundt in seinem im April d. J. erschienenen „System der Philosophie“ eine recht schöne Antwort: „Die Zusammenfassung aller Einzel-Erkenntnisse zu einer die Forderungen des Verstandes und die Bedürfnisse des Gemüths befriedigenden Welt- und Lebensanschauung.“ In der That, zu diesem dicken Strang vereinigen sich, oder vielmehr sollen sich vereinigen alle Fäden, welche von den einzelnen Disciplinen der Philosophie: Logik, Metaphysik, Ethik u. s. w. aus dem mehr oder minder rohen Stoff der verschiedensten übrigen Wissenschaften

gesponnen werden, bzw. gesponnen werden sollen, und damit ist alle Uneinigkeit der Meinungen bezüglich dessen, was Philosophie ist oder sein soll, beseitigt.

Der denkende Leser wird sich hierbei unwillkürlich fragen: Ja, wenn das so ist, wenn das der eigentliche Begriff und Zweck der Philosophie ist, so muß diese doch wohl zu keiner Zeit und bei keinem Menschen ganz überflüssig sein, wenn auch das Bedürfnis danach zu den verschiedenen Zeiten und bei den verschiedenen Menschen mehr oder minder stark sein mag. Es kann uns doch nicht gleichgültig sein, ob alle unsere Einzel-erkenntnisse ein wohlgeordnetes System oder ein wüstes Durcheinander ausmachen; ob unser Glaube mit unserem Wissen, unser Herz mit unserem Kopfe eins ist, oder beide miteinander in schreiendem Widerspruch stehen; ob wir mit uns und der Welt zufrieden sind, oder ob wir die Welt mit uns selbst und allem, was darinnen ist, in Trümmer schlagen, in Nebel, Rauch und Dunst auflösen möchten? Die „praktischen“ Geschäftsleute und strotzenden Nützlichkeitsfanatiker jedes Standes und Berufes werden hier freilich sagen: „Was geht uns das alles an, das sind ja rein ideale Bedürfnisse, die höchstens für ideale Naturen einen Wert haben mögen, uns aber völlig kalt lassen; und da man jetzt endlich in der Wissenschaft wie im Leben dahin gekommen ist, nur reale Bedürfnisse, «reale Werte» gelten zu lassen, so mag man uns mit solchen ideologischen Hirngespinnsten, wie philosophische Systeme, und besonders mit neuen derselben verschonen!“

Nichts kennzeichnet den übertrieben realistischen oder vielmehr naturalistischen Zug unseres Zeitalters mehr, als diese allgemeine Unlust der Gebildeten, der eigentlichen Kulturträger, neben den sog. realen auch ideale Zwecke zu verfolgen, oder überhaupt als erstrebenswert anzuerkennen; sie lassen sich in dieser Beziehung lieber von dem armen, ungebildeten Volke, den Arbeitern beschämen, als daß sie in diesem Tanz um das goldene Kalb des Materialismus etwas nachließen. Ich bin weit entfernt, jene Richtung von Grund aus verdammen zu wollen. Der Materialismus, Realismus, ja selbst der Naturalismus ist innerhalb gewisser Grenzen durchaus berechtigt. Das Hervortreten derartiger Tendenzen war im Anfange eine gesunde Reaktion gegen den himmelblauen oder grasgrünen Idealismus und den materiellen Pauperismus früherer Tage. Aber alles hat seine Grenzen! Wenn das so weiter ginge, so bliebe der Menschheit zwischen „Sinnenglied und Seelenfrieden“ allerdings nur die „bange Wahl“, ihr „vermählter Strahl“ würde ewig ein frommer Wunsch bleiben und niemals die giftigen Nebel zerteilen, die in der Welt des einseitigen Materialismus und Naturalismus so leicht und so massenhaft aufsteigen und die Seele in jenen nervösen, krankhaften Zustand versetzen, den man heutzutage euphemistisch mit „Pessimismus“ bezeichnet, früher aber wohl richtiger Hypochondrie, Blasiertheit u. nannte. — Die medizinische Wissenschaft hat erkannt, daß solche Gemütszustände in der Regel mit verdorbenem Magen, gestörter Verdauung u. zusammenhängen. In der That, so ist es: Die Menschheit leidet jetzt allgemein an verdorbenem Magen und gestörter Verdauung, in leiblicher sowohl wie in geistiger Beziehung. Von ersterer wollen wir hier nicht reden; uns geht hinsichtlich der aufgeworfenen Frage nur die letztere an. Und da muß man sich, angesichts des ungeheuren, unabsehbaren Wustes, welchen die großen, kleinen und kleinsten Specialwissenschaften in der allerneuesten Zeit aufgehäuft haben, kopfschüttelnd fragen: Ja, ist denn das ein Wunder? Wer, und hätte er wie ein Wiederkäufer vier Magen, soll denn all das Zeug, was heutzutage einem „Gebildeten“ zum Konsum angeboten wird, in sich aufnehmen und verdauen? Wer nur einigermaßen gesund fühlt und vernünftig denkt, kann sich eines Grauens nicht erwehren, wenn er sich vorzustellen versucht, wohin das führen muß, falls die Geisteskultur in derselben Weise noch weiter fortschreitet. Ist denn ein solcher Zustand ein unvermeidliches Ubel der höheren Kultur? Sind wir modernen Menschen dazu verdammt, elendes Stückwerk, bloße Räder und Räderchen einer unübersehbaren Maschinerie vor-

zustellen, und sind volle, ganze Menschen, in denen alle wesentlichen Faktoren ihrer Kulturpoche wirksam sind, ein für immer entschwindendes, unwiederbringliches Ideal vergangener Zeiten? Ist es wirklich nicht möglich, all jenen Wust ohne wesentlichen Verzicht quantitativ so zu konzentrieren und qualitativ so zu verfeinern, daß, wenn auch nicht jeder, so doch überhaupt gewisse Menschen es sich vollständig und ohne sonstige Verkümmern oder Verfälschung aneignen können? —

Ja, wie ist es denn überhaupt nur so weit gekommen, wie haben die Wissenschaft und auch andere Anpflanzungen auf geistigem Gebiete so entsetzlich ins Kraut schießen und dabei — wie das natürlich ist — qualitativ so entarten können? Die Antwort darauf lautet einfach: Weil wir keine wahre und eigentliche Philosophie haben, weil das, was jetzt offiziell, besonders in Deutschland, dafür gilt, keine Philosophie ist, wie sie das Bedürfnis unserer Zeit erheischt; weil die Philosophie die enge Fühlung mit den verschiedenen Spezialwissenschaften, ja mit allen idealen Kulturfaktoren (Religion, Kunst etc.) überhaupt verloren hat. Jene beherrschende Königin fehlt uns eben, deshalb hat sich der gemeine Pöbel, die Kleinrämerei und Kleinmeisterie auf allen Gebieten des geistigen Lebens so unertüchlich breit gemacht.

Man sieht also, daß die Zeit für die Philosophie keineswegs etwa vorbei, sondern vielmehr gerade jetzt erst recht gekommen ist. Wenn je, so ist jetzt, bei der drohenden Anarchie im geistigen Gemeinwesen, eine starke Centralgewalt notwendig. Es fehlt auch nicht an Versuchen, welche den bisherigen engen Wirkungsbereich der Philosophie zu erweitern und ihr allgemeines Ansehen zu erhöhen bemüht sind. Als der vornehmste darunter ist das bereits erwähnte „System der Philosophie“ von Wilhelm Windt — das allerdings nicht für weite Kreise geeignet ist — zu verzeichnen. Indessen, man ist noch weit davon entfernt, allgemein anzuerkennen, daß das die wahre, eigentliche Aufgabe der Philosophie ist. Daß solche Versuche fast ausschließlich aus Kreisen kommen, die der sog. zünftigen Philosophie fremd und in irgend einer soliden Fachwissenschaft heimisch sind, ist kein Zufall. Die hergebrachte Philosophie ist eben so vollständig abgelebt, daß sie sich selbst nicht mehr helfen und frisches Blut und Leben eben nur von anderwärts her beziehen kann. Daß hierzu hauptsächlich die modernen Naturwissenschaften und unter diesen wieder vorzugsweise die sog. exakten berufen sind, liegt außer allem Zweifel; doch kann die Philosophie vermöge ihrer centralen Stellung und Bedeutung auch von allen übrigen Fachwissenschaften Anregung und Förderung empfangen, sofern nur für jede von ihnen dieselben Kennzeichen der Wahrheit und dieselben Prinzipien der Wertschätzung in Bezug auf jenen allgemeinen Zweck der Philosophie Geltung behalten.

Wie man aber nicht in das Centrum gelangt, ohne die Peripherie zu passieren, — man müßte denn im Centrum geboren, sozusagen ein vom Himmel gefallener Meister sein, — so kann man auch nur von einer bestimmten, gründlich erlernten Spezialwissenschaft aus zur Philosophie übergehen. Von hier aus, in diesem konzentrierten Lichte der wahren Philosophie übersehen sich dann die einzelnen wissenschaftlichen und anderen Fächer viel besser, und es ist dann viel leichter zu erkennen, worauf es bei diesen einzelnen vorzugsweise ankommt, was an ihnen Bleibendes ist, und was ihnen Vergänglichliches anhaftet. Erst dadurch ist es möglich, wenigstens in intellektueller Beziehung, ein voller ganzer Mensch zu werden und alle wesentlichen Kulturfaktoren der Epoche auf sich wirken zu lassen. Man muß also das noch vielfach bestehende Vorurteil, als bedürfe man zum Studium der Philosophie eigentlich gar keiner besonderen gründlich erlernten Fachwissenschaft, vollständig aufgeben. Man soll aber auch nicht glauben, daß man mit einer einzigen Fachwissenschaft völlig auskomme. Das Beste ist, von allem einiges, von einigem alles kennen zu lernen suchen.

Der beschränkte „Fachsimpel“ möchte hier wohl entrüstet ausrufen: Das ist ja Unsinn! Es ist gar nicht möglich, daß

jemand Einblick in alle Fächer bekommen kann, und wenn man in eine Wissenschaft nicht tiefer eingedrungen, als daß man gewisse, wenn auch noch so wichtige Notizen davon aufgeschnappt hat, so kann man kein Urteil über Wert und Unwert derselben haben und darf ihr nicht die einzuschlagenden Wege vorschreiben wollen, was doch geschehen könnte, wenn die Philosophie eine herrschende Stellung erhielte. Hierauf ist einfach zu erwidern: dergleichen wird auch keinem Vernünftigen einfallen! Wenn jemand in seinem Fache kein Handlanger, sondern ein Meister ist, so wird, ja muß er ohnehin schon ein philosophischer Kopf sein; er wird also die Funktion der Philosophie für sein Fach selbst versehen können. Die Handlanger und Gesellen müssen sich aber gefallen lassen, von dem Werkmeister Ratschläge zu erhalten, und dürfen nicht erwarten, daß ihre Ansichten als gleichwertig mit denen der Meister betrachtet werden sollen. Und dann, wenn jener große Naturforscher aus einem einzigen einzigen Knochen den ganzen zugehörigen Organismus rekonstruieren konnte, — warum sollte nicht ein feiner und sicherer intellektueller Takt — das Kennzeichen eines wirklichen philosophischen Kopfes — sich schon auf Grund gewisser Notizen ein hinreichend klares Bild von Zweck und Ziel einer Wissenschaft machen können, da doch die Erkenntnisprinzipien bei allen Wissenschaften im letzten Grunde dieselben sind?

Ich habe hier nur den einen Theil der Aufgabe, welche die Philosophie in unserer Zeit zu lösen hat, die angemessene Befriedigung des intellektuellen Bedürfnisses, möglichst intensiv zu beleuchten gesucht. Es bliebe noch übrig, den andern Teil, die angemessene Befriedigung des ethischen Bedürfnisses, in das richtige Licht zu setzen. Da sich aber diese Aufgabe der Philosophie vielfach mit derjenigen der Religion und weiterhin der Kunst berührt, so würde eine, wenn auch nur oberflächliche Behandlung hier schon zu weit führen. Nur soviel kann bemerkt werden, daß eine gründliche Reform in der Art und Weise der Befriedigung des intellektuellen Bedürfnisses, eine bedeutende Erweiterung und Vertiefung unserer Welt- und Lebensanschauung, — auch auf unser Wollen und Empfinden einwirken Einfluß ausüben muß. Im obersten Centrum des Wissens liegt auch das Centrum des klaren, vernunftgemäßen Wollens. Nur aus einem sicheren, wohlgeordneten Wissen schöpft man jene feste Zuversicht, jenen unverrückbaren Glauben, der uns neue Lebenskraft und Lebensfreudigkeit eingiebt, während umgekehrt die Zerfahrenheit und Unsicherheit des Wissens den Zweifel, den Unglauben erzeugt, der stets wieder eine Lähmung des Wollens, Entartung des Empfindens, kurz: jenen berüchtigten Pessimismus im Gefolge hat. Man sieht hieraus übrigens auch, wie jene sogenannten rein idealen Güter unter Umständen einen sehr realen Wert erhalten und jenes bis zum Ueberdruß wiederholte Geschrei nach „Realitäten“ im Leben, Wissenschaft und Kunst verstummen machen können.

Hoffentlich hat man aus diesen Ausführungen die Überzeugung gewonnen, daß die Frage: „Soll man philosophieren?“ in unserer Zeit nicht nur keine müßige, sondern eine geradezu brennende genannt werden kann, und daß die Gleichgültigkeit von Laien und Fachleuten gegen philosophische Bestrebungen der angeedeuteten Art keineswegs auf ihre überlegene Einsicht und richtiges Verständnis der Bedürfnisse unserer Zeit schließen läßt. Man klagt so viel über den Niedergang auf allen Gebieten des Lebens, die nicht direkt oder indirekt mit dem materiellen Nutzen zusammenhängen, über die Glendigkeit der jetzigen Generation in physischer, moralischer und intellektueller Beziehung; aber noch niemandem, soviel mir bekannt, ist es eingefallen, eine der Hauptursachen hiervon in der mangelnden Konzentration unseres Wissens und fehlenden Einheitlichkeit unserer Weltanschauung und Lebensauffassung zu suchen. Warten wir ab, was die Zukunft bringen wird.

Psychische Infektionskrankheiten.

von
Dr. Julius Lang.

Seitdem die Leuchte moderner wissenschaftlicher Forschung die finsternen Schatten mittelalterlicher Anschauungen mehr und mehr zu verjagen beginnt, sind auch einige Strahlen ihres glänzenden Lichtes bis in Gebiete vorgedrungen, deren Dunkel aufzuhellen die Kräfte der Besten seiner Zeit vergebens sich abgemüht haben. Eines der unheimlichsten Schattenreiche dieser Art sind die Seuchen oder Infektionskrankheiten, wie sie seit altersher die Menschheit in größeren oder kleineren Epidemien befallen und decimieren. Ist man nun auch noch weit davon entfernt, in das innerste Wesen dieser Volkskrankheiten einen klaren Einblick gewonnen zu haben, so hat man doch mit der fatalistischen Auffassung früherer Jahrhunderte insofern endgültig gebrochen, als man sich den Einflüssen dieser finsternen Mächte nicht mehr mit gebundenen Händen zu überliefern gewillt ist. Die Auffassung, daß die Grundbedingung für derartige Massenerkrankungen die fortgesetzte Reproduktion einer Krankheitsursache oder eines Krankheitsstoffes bildet, hat es zuwege gebracht, daß man eben diesen nachspürt und mit Hinwegräumung oder Zerstörung derselben auch die Krankheiten aus der Welt zu schaffen oder wenigstens ihre Bösartigkeit zu mildern sucht. Wie lückenhaft das diesbezügliche Material trotz allen ersten Strebens noch ist, lehrt die heuer über die Menschheit hereingebrochene neue und dennoch altbekannte Seuche, die Influenza, deren Siegeszug die ohnmächtigen wissenschaftlichen und therapeutischen Bestrebungen vergebens aufzuhalten suchen.

Wie sehr sich nun auch das Gesichtsfeld auf diesem ganzen Gebiet zu klären beginnt, so verschleiert stellt sich dennoch jene Ecke dar, die die Lehre von der psychischen Ansteckung in sich birgt. Liegt es doch in der Natur der Sache, daß die Seelenzustände für die wissenschaftliche Forschung ein viel schwierigeres Objekt abgeben müssen, als die des Körpers. Dem Ueingezeichneten mag es allerdings überhaupt wunderbar erscheinen, daß man von einer psychischen Infektion in analogem Sinne sprechen könne, wie etwa von der wechselseitigen Übertragung von Scharlach, Masern u. Derartige Vorkommnisse sind aber seit den ältesten Zeiten bekannt, wenn auch falsch gedeutet. Erst die psychiatrische Wissenschaft, die ein Produkt der Neuzeit ist, hat die diesbezüglichen Anschauungen früherer Zeiten ihres mythisch-religiösen Gewandes entkleidet und das als eine Krankheit erkannt, was ein abergläubischer Volkswahn mit dem Nimbus des Uebernatürlichen umgeben und je nach Umständen verehrt oder verfolgt hat. Hierher gehören z. B. gewisse epidemische Nationalkrankheiten, so der süditalienische Tarantismus, der abyssinische Tigretier, ferner die zuerst im Gefolge des schwarzen Todes auftretende epidemische Tanzwut des 14. Jahrhunderts, Weitschmerz, genannt, nach einer Kapelle des heiligen Veit bei Ulm, wohin die von dieser Krankheit Ergriffenen behufs ihrer Heilung wallfahrten. Auch das Kreuzzugsieber, das im 12. und 13. Jahrhundert alle Welt ergriffen hatte und seinen Höhepunkt in dem bekannten Kinderkreuzzug fand, muß als eine Art „psychischer Influenza“ angesehen werden. Die mannigfachen ekstatischen und somnambulen Zustände, die in den Hexenprozessen eine so große Rolle spielten, verdanken ihre zeitweise Verbreitung ebenfalls nur einer von Person zu Person wirkenden Ansteckung.

Wie ist nun aber eine solche psychische Infektion zu deuten? Da wir von den Vorgängen des Seelenlebens nur die äußere Scenerie zu beobachten vermögen, der Umwandlungsmodus des materiellen Sinnesreizes in eine der seelischen Funktionen aber für uns wohl auf immer in Dunkel gehüllt bleiben wird, so kann auch keine Rede davon sein, etwaigen psychischen Infektionskeimen nachzuspüren und sie behufs Demonstration nach Bakterienart zu züchten. Es kann sich vielmehr hier nur darum handeln, gewisse physiologische Thatfachen auch auf das

pathologische Gebiet auszudehnen und als verbindendes Mittelglied den Begriff der Nachahmung zu setzen, ohne sich in fruchtlose metaphysische Spekulationen über das Zustandekommen dieses Reflexaktes, als was man den Nachahmungstrieb gewissermaßen anzusehen berechtigt ist, zu vertiefen. So ist es ja bekannt, daß Lachen, Gähnen, Räuspern ansteckend wirkt; so ist es ferner eine übelbelaumdete Thatfache, daß in Mädchenpensionaten, Schulklassen u. ein Kind, das an epileptischen oder hysterischen Zufällen leidet, bald die ganze Umgebung zu gleichen krankhaften Ausfaltungen anreizt. Namentlich gilt dies von dem sogenannten Weitschmerz, jenen zuckenden und zappelnden Körperbewegungen, die epidemieartig oft ganze Schulen angreifen und das Schließen derselben veranlassen.

Das Vorkommen derartiger psychischer Wechselbeziehungen ist immerhin eine so auffallende Erscheinung, daß es von Interesse sein dürfte, zu erfahren, wie die moderne materialistische Weltanschauung diese Thatfachen auffaßt und zu erklären versucht. Alle Erscheinungen der Außenwelt teilen sich durch die Sinne dem Gehirn mit, und zwar in der Weise, daß von den Gegenständen eine Wellenbewegung des den Raum ausfüllenden Aethers angeregt wird, die bis zum Gehirn durch die Pforten desselben, eben die Sinne, vordringt, und hier die Wahrnehmung des Wellenerregers veranlaßt. Diese dem seelischen Centralorgan zustrebenden (centripetalen) Aether- oder Lichtwellen verlaufen sich im Gehirn, aber nicht sozusagen im Sande, sondern sie wirken nun ihrerseits als lebendige Kraft, indem sie das Gehirn zur Hervorbringung analoger Erscheinungen anreizen, d. h. also die centripetalen Sinnesindrücke in centrifugale Muskelthätigkeiten umzuwandeln streben. Wenn bei einer ermüdeten oder gelangweilten Person jene Verzerrung des Gesichts eintritt, die man „Gähnen“ nennt; wenn infolge einer diesbezüglichen Anregung die Gesichtsmuskeln sich zum „Lachen“ verziehen; so verwandeln sich diese Bewegungen in Lichtwellen, und zugleich auch in Schallwellen, wenn jene Thätigkeiten in verlaubarer Weise vorgenommen werden. Diese Wellenbewegungen streben nun in den von ihnen getroffenen Personen dieselben Thätigkeiten hervorzurufen, denen sie selbst ihre Entstehung verdanken. Bei willenskräftigen Personen wird es allerdings bei dem bloßen Bestreben bleiben und zu einer wirklichen Bethätigung der angebahnten Centrifugalbewegung nicht kommen. Willens- und nervenschwache Individuen werden aber einer derartigen nervösen Ansteckung um so eher erliegen, je weniger sie ihre moralischen und physischen Kräfte, sowie ihre Widerstandsfähigkeit gegen Beeinflussungen aller Art gestählt haben. Es ist nun durchaus nicht erforderlich, daß stets beide Arten von Wellen einwirken, wie die bekannte Erfahrung lehrt, daß Blinde durch Gähnen hören und Taube durch Gähnen sehen zum Gähnen angesteckt werden. Die physikalische Identität der Licht- und Schallwellen äußert sich überhaupt auch in physiologischer Beziehung. So behaupten manche, beim Anblick der Laokoongruppe dieselbe Empfindung zu haben, als wenn sie schreien hören. Bekannt ist die Thatfache, daß beim Anblick von Schriftzeichen, beim Lesen, es uns so vorkommt, als wenn wir die Worte sprechen hören. So wird auch die auffallende Erscheinung der „psychischen Infektion durch die Presse“ erklärlich. Nervenschwache Personen, die über Krankheiten lesen, fühlen bald alle Symptome derselben deutlich an ihrem eigenen Körper. Auch die Selbstmordepidemien und das gehäufte Vorkommen gleichartiger Verbrechen gehört hierher. Das Lesen derartiger Vorkommnisse in Zeitungen und Büchern wirkt eben wie eine direkte Sinneswahrnehmung, deren Umsetzung in centrifugale Muskelbethätigungen analoger Natur bei „nervös belasteten“ Individuen nach obigen Ausführungen verständlich sein dürfte.

Nunmehr dürfte der Vorgang der psychischen Infektion auch in pathologischer Hinsicht, wenn auch nicht klar, so doch wenigstens erklärlich erscheinen. Man unterscheidet psychische Epidemien und vereinzelte Fälle. Immer ist eine gewisse nervöse Beanlagung, eine erhöhte Empfänglichkeit des Centralorgans vorhanden, die meist angeboren ist, aber auch er-

worben sein kann. Grundbedingung für das Zustandekommen einer Übertragung von Geistesstörung ist das innige Zusammenleben mit der primär erkrankten Person, namentlich bei Abgeschlossenheit gegen die Außenwelt. Es stellt daher das Familienleben das größte Kontingent zu derartigen Erkrankungen; aber auch die Pfleger in Irrenanstalten, die Diener eines psychisch affizierten Herrn u. sind gefährdet. Die meisten Anstaltungsfälle ereignen sich unter Blutsverwandten, zwischen Mutter und Tochter, Vater und Sohn, Geschwistern (vorzugsweise Schwestern); namentlich disponiert sind Zwillingsgeschwister, wovon später noch die Rede sein wird. Ferner kommen psychische Infektionen verhältnismäßig häufig unter Gelehrten zu stande; aber auch unter ganz fremden Personen, bei denen innige Sympathie oder gewohnheitsmäßige Unterordnung unter das geistige und soziale Übergewicht des primär Erkrankten das verwandtschaftliche Verhältnis ersetzen. Entweder geht dabei das ganze Krankheitsbild in die sekundär erkrankte Person über, oder nur einzelne Wahneideen. Unter Blutsverwandten gestaltet sich der Vorgang gewöhnlich so, daß z. B. die Mutter ihre Wahneideen der Tochter systematisch einimpft. Von letzterer werden dieselben anfangs nur einfach geglaubt. Erst später gehen sie ihr sozusagen in Fleisch und Blut über. Nun sind beide aktiv geworden und wirken wechselseitig aufeinander ein, sich gegenseitig Bausteine zu dem Wahngebäude liefernd.

Was nun die Art der Geisteskrankheiten anbetrifft, die auf dem Wege der Infektion weiterverbreitet werden, so sind vorzugsweise tobsüchtige und melancholische Zustände, aber auch das vielgestaltige Bild der Paranoia (Verrücktheit) zur Beobachtung gekommen. Die Tobsucht (Manie) braucht durchaus nicht immer jenes Bild hochgradiger Erregtheit aufzuweisen, das der Laie nur zu geneigt ist, mit jenem Ausdruck zu verbinden. Vielmehr kommen hier alle Schattierungen der Intensität vor, von blindwütendem Rasen bis hinab zu jenen oft nicht durchsichtigen Formen, wo die Kranken in heiterer, wenn auch wechselvoller Stimmung, in gehobenem Selbstgefühl, manche ihre sozialen und die konventionellen allgemeinen Verhältnisse überschreitende Handlungen (große Einkäufe, weite Reisen, Verletzung des Anstandes u.) vornehmen, die sie aber durch ein scheinbar logisches Raisonnement zu motivieren suchen; oder wo sie, von Sinnestäuschungen aller Art heimgegriffen, für diese sich plausible Erklärungen konstruieren. Gerade diese leichteren Formen der Tobsucht sind es, die von der Umgebung des Erkrankten am schnellsten aufgenommen werden. Bei der Melancholie wird die passive Form (wo der Kranke von der Außenwelt nichts wissen will, stundenlang unbeweglich auf einer Stelle verharrt und gleichgültig ins Leere starrt, die Nahrungsaufnahme verweigert) häufiger übertragen als die aktive (ruhlos und zwecklos Umherlaufen, Neigung zur Tobsucht). Von den bisher ange deuteten Zuständen zeichnet sich die Paranoia dadurch aus, daß es hier zur Ausbildung von fixen Wahneideen kommt, d. h. solchen, die nicht oberflächlich am Individuum haften, sondern eine vollständige Änderung des Selbstbewußtseins nach einer bestimmten Richtung hin herbeigeführt haben, während das Denken im allgemeinen formell richtig bleibt, — ein oft mit erstaunlicher logischer Schärfe systematisch entwickeltes Phantasiegebäude. Hierher gehören die Erfinder-Epidemien, die Perpetuum-mobile-Leute und Zirkelquadrierer; hierhin gehören ferner die religiösen Epidemien der Wunder und Visionen; die Luerulanten, gegen welche Richter und Staatsanwälte im Komplott sind; die Fürsten, Könige, Kaiser, heilige Jungfrauen, Götter und Obergötter, von denen jeder im Stile seiner Rolle wirkt und die Umgebung beeinflusst.

Eine besonders interessante Form der psychischen Infektion ist das Zwillingssirresein. Die physiologischen Analogieen, die Zwillingsgeschwister darbieten, erstrecken sich weit auch auf die Beziehungen des Geistes und Gemütes, namentlich bei Zwillingsschwestern. Das innige Band der Sympathie, das ihre Herzen aneinander fesselt, läßt sie die geheimsten Regungen desselben austauschen. So kann es nicht wunderbar er-

scheinen, daß auch die krankhaften Seelenzustände des einen das Innere des andern durchdringen und dieses dem Vorbild entsprechend umändern. Auffallend ist, daß auch in solchen Fällen, wo die Geschwister nicht mehr so innig zusammenlebten, dennoch beide von derselben Geistesstörung ergriffen wurden. Man hat allerdings schon früher beobachtet, daß Zwillinge an demselben organischen Leiden erkrankt sind, wie z. B. an Asthma, Nierenleiden u. a. Die Beobachtung einer pathologischen Übereinstimmung auch in Bezug auf Geistesstörungen ist erst neueren Datums. Die Zwillingsgeschwister ähneln sich meist in physischer und psychischer Beziehung. Leben sie miteinander in innigstem Kontakt und unter gleichen äußeren Verhältnissen, so erfolgt die psychische Infektion innerhalb weniger Tage. Im anderen Falle, wenn z. B. beide Teile verheiratet sind und etwa durch dasselbe Ereignis in hochgradige Gemütsregung versetzt werden, können Wochen, selbst Jahre dazwischen liegen. Die wunderbarsten Erscheinungen sind indessen jene Fälle, wo Zwillingsgeschwister, die räumlich völlig getrennt voneinander lebten, in kurzen oder längeren Zwischenräumen von gleichgearteter oder ähnlicher Geistesstörung ergriffen wurden. Die Sache würde ungläubhaft erscheinen, wenn die Namen der Beobachter nicht für die Wahrheit bürgen würden. Sehr merkwürdig ist namentlich jener in interessierten Kreisen viel besprochene Fall, wo die erste Zwillingsschwester im neunundzwanzigsten Lebensjahre in England erkrankte, die zweite zwölf Jahre später in Amerika, kurz nach dem Tode ihres Mannes, ohne mit der ersten in Berührung gekommen zu sein. Die Form der Psychose war bei beiden die gleiche: Melancholie mit religiösen Ideen (sie glaubten sich zur ewigen Verdammnis verurteilt u.). Damit haben wir aber die Grenzen dieses Gebietes schon überschritten. Hier dürfte die Bezeichnung einer psychischen Infektion nicht mehr angebracht sein, will man sich nicht auf den schwankenden Boden der Fernwirkung nach Art einer hypnotischen Suggestion begeben. Es bleibt für solche Fälle nur übrig, eine gewisse Übereinstimmung im Bau des Gehirns und also auch in den Gehirnfunktionen beider Individuen anzunehmen, die bei gegebener Gelegenheitsursache nun auch eine gleichartige Erkrankung bedingt.

Zum Schluß noch wenige Worte über die Verhaltensmaßregeln bei psychischen Infektionskrankheiten. Wie bei anderen ansteckenden Krankheiten ist auch hier das wichtigste und das für den Laien beachtenswerteste die Verhütung des Ausbruchs, während die Behandlung der ausgebrochenen Krankheit der Domäne des Arztes anheimfällt. Geisteskranken dürfen gar nicht, oder nur solange es unbedingt notwendig ist, von Personen gepflegt werden, die ihnen durch die Bande des Blutes oder der Freundschaft besonders nahe stehen. Ist aber die Infektion erfolgt, so sind die Kranken sofort zu trennen. Geistes- oder Gemütskrankheiten gehören überhaupt nicht in die Familie, sondern in eine geschlossene Anstalt.

Grillparzer als Kunstphilosoph.

von
Moriz Necker (Wien).

Grillparzer war, wie man weiß, kein Philosoph von Beruf, wie z. B. Schiller, er hat nicht, wie dieser, ausgearbeitete Studien über philosophische Probleme hinterlassen und sich zu seinen Lebzeiten vollends nicht als Philosoph in die ängstlich gemiedene Öffentlichkeit hinausgewagt. Aber fremd ist er deswegen der Wissenschaft nicht geblieben. Daß er ein warmer Verehrer Immanuel Kants war, dessen ethisches und strenges Denken ihm sympathisch war, weiß man aus seiner Selbstbiographie; aus den zahlreichen schneidigen Epigrammen, die in größeren oder kleineren Bündeln nach seinem Tode ins Publikum drangen und jetzt in der für die Kenntnis des Dichters so wertvollen vierten

Gesamtausgabe seiner Werke gar leicht zugänglich sind, erfuhr man auch, was Grillparzers nähere Freunde schon längst gewußt haben, daß der Dichter in seiner stillen Zurückgezogenheit als Archivdirektor und dann als k. k. Pensionist eine außerordentliche Vesearbeit verrichtete, nicht bloß seinen teuren Vope und seinen verehrten Calderon, sondern die ganze Litteratur seiner Zeitgenossen aufmerksam verfolgte und — in der Dunkelheit seiner großen Schreibtisch-Schublade — kritische Stellung zu ihr nahm. Hatte seine eigene Zeit den empfindlichen und passiven Dichter zur Seite geschoben, wollten auch die Gelehrten der Litteraturgeschichte nichts von ihm wissen: er nahm um so mehr Notiz von ihnen, mit einem freilich nicht immer von Verbitterung freien Urteil. In der Blütezeit deutscher metaphysischer Spekulation, der Schelling und Hegel, fühlte sich der gute Kantianer Grillparzer mit seiner Art zu denken allein. Er war kein Schwärmer, kein Mystiker, ein klares Schauen und Beobachten, ein unbefangenes Erfassen der Dinge, Erfahrungswissenschaft ging dem Schüler und Freunde des rationalistischen Schreyvogel über alles. Viel tiefer mit Kant vertraut als der Schwarm der Philosophaster seiner Zeit, haßte er alle apriorische Konstruktion der Wissenschaften: als gemalem Menschenkenner und ursprünglichem Künstler war ihm ein gut Teil nüchternen Wirklichkeitsismus (oder mit dem Fremdwort: Realismus) beigemischt, der sich sogar mit dem zunehmenden Alter in politischer Richtung stärker geltend machte, als gut war. Wissenschaftlich aber war diese Klarheit, Nüchternheit und Schärfe des Denkens unbedingt ein hoher Vorzug. Sehr natürlicher Weise hat sich Grillparzers wissenschaftliche Thätigkeit vorzüglich auf jenem Gebiet menschlicher Schöpfungen bewegt, auf dem er selbst mit bedeutender Kraft thätig war: im Reiche der Kunst, zumal der Poesie. Er war nämlich, im Unterschiede von später herrschend gewordenen Meinungen, durchaus kein Gegner philosophischer Betrachtung der Kunst durch den Künstler selbst. Er sagte:

Glücklich der Künstler, der Bildung hat,
Mit einer Klausel inneßen:
Wenn es kommt zur schaffenden That,
Muß er auf seine Bildung vergeßen.

Das naive Schaffen des Künstlers, die sogenannte und so oft mißverstandene Unbewußtheit künstlerischer Arbeit hat wohl auf der ganzen lieben Welt kein Künstler so gründlich verstanden, als gerade Grillparzer. Er war ja eine Doppelnatur: grüblerisch und reflektierend zu langen Zeiten und plötzlich vom Genius ergriffen, dichterisch produktiv in unwiderstehlichem Drange, befeßen mehr von der Muse, als sie befeßend. So mächtig war der Unterschied dieser zwei Naturen in Grillparzer, daß oft genug der Dichter einem Halben, der hypochondrischen Grübler einem Schwächling gleichen mußte. Die Muse herbeizurufen, zu kommandieren nach Goethes Ausdruck, stand außer Grillparzers Macht; er mußte warten auf ihren Besuch. Aber diese Wartezeit mit dem philosophischen Studium der Kunst und mit wissenschaftlicher Arbeit auszufüllen, das war sein Bedürfnis, das hielt er sogar zum Unterschied von den vielen falschen Genies für sehr ersprießlich. Denn allerdings ist die künstlerische Produktion beim rechten dichterischen Genie unbewußt, d. h. der Drang der Phantasie, die Gewalt der sich selbst entwickelnden dichterischen Anschauungen ist so groß, daß er selbst willkürlich nicht viel mehr als der Träumende zu seinen inneren Erlebnissen hinzuthun kann. Indes: wie schon die unbewußte Geistesthätigkeit des Menschen höher steht als die unbewußte Thätigkeit der Tierseele, so ist die unbewußte Geistesarbeit des reichgebildeten, an Klarheit und Schärfe des Denkens gewöhnten Künstlers ebenso natürlicher als notwendiger Weise edler, reiner, bedeutsamer, als die des ungebildeten Künstlers. Die Bildung muß dem Künstler eben zur Natur geworden sein, was Sache der Selbsterziehung ist, und hier giebt es keine Grenze, kein Zwiel von Bildung und Wissen, mag es nun philosophischer oder empirischer Art sein. Die großen Dichter haben stets das Wissen ihrer Zeit beherrscht: Shakespeare, Dante, Goethe, Schiller u. s. w.

Dies ist der tiefe Sinn des obigen Epigramms von Grillparzer. Er war also sehr weit davon entfernt, alle Kunstphilosophie von sich abzulehnen, für nutzlos und unfruchtbar zu erklären, was heutzutage so viele Voelken mit solchem Behagen thun. Er hat sich sogar mit eindringlicher Denkarbeit an alle Probleme der Kunstphilosophie gewagt und die Begriffe der Schönheit, der Kunst überhaupt, das Wesen der einzelnen Künste, zumal der Musik und Poesie, echt philosophisch bis in ihre Wurzeln verfolgt. Wenn man zahlreiche Ausfälle gegen die Ästhetik in seinen Schriften findet, so muß man immer an die Zeit denken, in welcher der Dichter seinem Vorn Luft machte, an die schlechte, spekulative, apriorische Ästhetik jener Jahre, die sich anmaßte, von der Kunst zu sprechen, ohne erfahrungsmäßig die künstlerischen Erscheinungen studiert zu haben, die mit profaischer Philisterei die Kunst etwa bloß von moralischen Gesichtspunkten betrachtete und bei den kleinen Künstlern wie bei der großen Masse des Publikums heillose Verwirrung anrichtete. Gegen diese Ästhetik wendete sich unser Dichter und lief damit seiner Zeit, wie in so vielen anderen Überzeugungen, voraus, um erst nach seinem Tode recht zu behalten. Denn wie Grillparzer sind wir jetzt auch insgesamt der Überzeugung, einmal daß die Kunstwissenschaft und Ästhetik eine Erfahrungswissenschaft sei (zum Unterschiede von der Ethik zum Beispiel, oder von der Mathematik), und daß die Ansprüche der schöpferischen Künstler über die Kunst, und wären sie noch so aphoristisch, die wichtigsten Quellen für die wissenschaftliche Ästhetik überhaupt, neben den Kunstwerken selbst, sind. Im vollen Bewußtsein, eine solche Quelle zu bilden, schrieb Grillparzer seine Bemerkungen gelegentlich nieder. Es war demgemäß ganz natürlich und zugleich verdientlich, daß sich endlich jemand fand, der sowohl mit der Kenntnis des gegenwärtigen Standes der wissenschaftlichen Ästhetik, als auch Grillparzers selbst, seiner Zeit und seiner Persönlichkeit, die zerstreuten Notizen des denkenden Dichters sammelte, ordnete, kritisch beleuchtete und auf ihren bleibenden Wert prüfte. Dieser Jemand ist Dr. Emil Reich geworden, der sich schon durch sein Buch: „Schopenhauer als Philosoph der Tragödie“ gut in die wissenschaftliche Welt eingeführt hat und nun mit liebevollem Fleiße in sehr ansprechender Form klar, lebhaft und übersichtlich „Grillparzers Kunstphilosophie“* geschrieben hat. Reich hielt sich dabei an einen guten Wink, den ihm der Dichter mit folgender Aufzeichnung selbst gab: „Ich nehme mir bei diesen Anmerkungen vor, ohne Rücksicht auf ein System über jeden Gegenstand dasjenige niederzuschreiben, was mir aus meinem eigenen Wesen zu fließen scheint. Die dadurch entstehenden Widersprüche werden sich am Ende entweder von selbst heben oder, indem sie nicht wegzuschaffen sind, mir die Unmöglichkeit eines Systems beweisen.“

Es kann hier unsere Absicht nicht sein, Reichs gedankenreiche Schrift auszuziehen, wir wollen uns mit der eigenen Zusammenfassung ihrer Resultate zur Charakteristik Grillparzers als Kunstphilosophen begnügen.

Ein ästhetisch-theoretisches System zu schaffen, lag dem Künstler Grillparzer, wie der legitimierte Ausdruck lehrt, gänzlich fern. Er gehörte aber nicht zu jenen theoretisierenden Künstlern, welche die zufällige Eigentümlichkeit ihres individuellen Talentes zu Grundsätzen und Aufgaben der Kunst überhaupt hinaufschrauben. Nicht bloß aus der Selbstbeobachtung, sondern aus dem Studium der anderen Künstler sammelte Grillparzer seine philosophischen Ideen, und damit gewannen sie wissenschaftlichen Wert. Und da er eben nur gelegentlich philosophierte, so arbeitete Grillparzer nicht alle Teile der Ästhetik in gleicher Weise aus, sondern hatte einzelne Lieblingsprobleme, auf die er immer wieder zurückkam. Weil er die Musik mehr liebte als die bildenden Künste, hinterließ er mehr Notizen über Musik als über Malerei, und die meisten Notizen über Poesie; in diesem engeren Kreiße wieder beziehen sich die meisten

* Wien, Manzche l. u. l. Hof-, Verlags- und Universitäts-Buchhandlung 1890.

Gedanken auf das Drama und auffallend wenig auf die Lyrik. Auch der Gegensatz, in dem Grillparzer zu den Jungdeutschen, zur rhetorischen Zambenpoesie, zu den talentlosen Genies jener Tage stand, drängte ihn natürlicherweise dazu, gewisse Grundsätze immer und immer wieder zu betonen, indes andere nicht minder wichtige Probleme sich für sein Bewußtsein mehr zurückzogen. So spricht er am häufigsten von der Pflicht des Dichters, darzustellen; durch anschauliche Bildlichkeit allein werde ein Gedanke künstlerisch brauchbar. Das Thema: „bilde, Künstler, rede nicht!“ ist uner schöplich bei ihm. So kommt er auf den wichtigsten Begriff der Ästhetik: auf die Symbolik zu sprechen, die er von der Allegorie genau unterschieden hat, trotz Wißer kann man immer noch Grillparzers Erklärungen brauchen. Damit ist wieder die Frage aufgeworfen vom Verhältnis der Kunst zur Natur. Zu seiner Zeit wurde die Naturwahrheit sehr vernachlässigt, darum hat Grillparzer die Pflicht, naturwahr zu sein, nachdrücklich betont und geistvoll begründet. Aber ebenso nachdrücklich hat er auf die Grenzen der Naturnachahmung hingewiesen. Ihm war die Kunst nur ein Auszug, eine Verdichtung der Natur. Die Wahrscheinlichkeit in den Dichtungen war ihm wichtiger als die gemeine Naturwahrheit. Immerhin war ihm ein die Wirklichkeit nachahmender Realist lieber, als ein abstrakter Kopf ohne Sinnlichkeit und Wirklichkeitsfühl. Und Grillparzer philosophierte noch tiefer, indem er dem Unterschied der poetischen von der prosaischen Naturauffassung und Schilderung nachging. Jahrzehnte vor Wißer erkannte Grillparzer, daß die Natur poetisch nur durch das Gefühl wird, das man ihr, die tote Welt vernemenschlichend, befehdend, unterwirft: der Naturgenuß ist eigentlich unbewußt ein Sichselbstgenießen gefühlvoller Menschen. Und ebenso lange vor dem zweiten Begründer der wissenschaftlichen Ästhetik, vor Fechner, erkannte Grillparzer, daß es die bei der Wahrnehmung der Dinge mitwirkenden Erinnerungen, Analogien, Ideenassoziationen sind, welche uns eigentlich ästhetischen Genuß der Dinge bereiten. Grillparzer ist demnach ein Vorläufer der modernen psychologischen Ästhetik, und dies geradezu entdeckt zu haben, ist nicht das kleinste Verdienst der Reichschen Schrift. Auch das Problem der Traumphantasie hat Grillparzer gestreift. Naturgemäß hat der Dichter des „Ottolar“ und „Bruderzwist“ über das Verhältnis des Dichters zu Geschichte sehr viel nachgedacht. Der letzte Zweck der Kunst war ihm nicht etwa wie für Schopenhauer bloß Vermittlung von intuitiver Erkenntnis, sondern sie war ihm zu allen Zeiten vorzüglich eine Erhebung über die Wirklichkeit; Erzeugung von Gefühlen der edelsten Art, Betrachtung der Welt vom Standpunkte des fühlenden Gemütsmenschen galt ihm als ihr höchster Beruf. Darum war ihm die strenge historische Wahrheit im Drama minder wichtig; aber interessanter Weise nicht immer. Auch dieser strenge und klare Kopf hat zu Zeiten Sophistik getrieben, wenn er unbewußt eigene Fehler vor sich selbst bemängeln wollte, wie den Schluß der „Jüdin von Toledo;“ Reich weist mit stillem Humor darauf hin. Die wichtigsten Ideen hat aber Grillparzer über die Technik des Dramas entwickelt. Schon die Definition desselben ist wahrhaft musterergütig: „Das Wesen des Drama ist, da es etwas Erdichtetes als wirklich geschehen anschaulich machen soll, strenge Kausalität.“ Es ist der vielbewunderte Meister dramatischer Technik (in der Sappho und Hero), der beispielsweise auch die Zeit als Motiv der Wirkung behandelt. Er ist ein künstlerischer Realist, wenn er vor allem Wirkung, freilich edle Wirkung vom Dramatiker fordert, und ein Idealist, wenn er die Darstellung der Gegenwart aus dem Kreise der hohen Kunst ausschließt, oder vielmehr die beliebten Schlagwörter passen beide nicht, weil sie einseitig sind. Der große Dichter ist nicht einseitig.

Dies wird genügen, um eine Vorstellung von Grillparzer als Kunstphilosophen zu geben. Er ist wesentlich verschieden von Schiller als Ästhetiker, dem die Grundbegriffe des Schönen spekulativ am meisten zu schaffen machten. Das Verhältnis der Kunst zur Ethik war für Grillparzers realistischen Sinn kein so wichtiges Problem wie für Schiller. Auch darf man

aus der Nichterwähnung Schillers zwanglos schließen, daß er mit dem Entdecker des Gegensatzes von sentimental und naiver Poesie, den er in seiner Jugend grenzenlos verehrte, im umfangreichsten seiner Jugendwerke (in der „Bianka von Kasilien“) auch nachahmte, nicht einverstanden gewesen ist.* Grillparzer war auch ein Gegner der Ästhetik der Romantiker, wie sie die Brüder Schlegel konstruiert haben. Nicht das Wollen, sondern das Können, nicht der Reichtum an Ideen, sondern das Vermögen Ideen darzustellen, entscheidet über den Wert eines Künstlers, hat Grillparzer unermüdlich wiederholt. So weit ging sein Gegensatz, daß er auch das Wort „Idee“ (und mit Recht) aus dem Sprachgebrauch der Ästhetik gestrichen haben wollte: Der Künstler hat „Intentionen,“ jagte er.

Überhaupt ist die Form der Grillparzerischen Kunstphilosophie besonders merkwürdig. Man weiß ja, was für ein Meister des scharf zugespitzten Epigramms er war. Mit einem kurzen Satz, mit einem treffenden Worte eine Idee auszusprechen, ist auch die vorzügliche Eigenschaft seiner Aphorismen in Prosa. Kein Zweifel, daß sie sich in der Wissenschaft und Kritik einbürgern werden.

Der Wert des Büchleins von Dr. Reich besteht nun darin, einmal biographisch die Bedeutung Grillparzers als Kunstphilosophen nachgewiesen zu haben. Wenn es noch der Motive bedurfte, den größten österreichischen Dichter zu lieben: hier ist ein neues hinzugetreten. Gerade an so klaren und sachlichen Denkern hat die deutsche Literatur nichts weniger als Überfluß. Sodann ist das Büchlein Reichs sehr dazu geeignet, ein gewichtiges Wort in die ästhetische Verwirrung unserer Tage zu werfen. Zwar ist gerade auf diesem Gebiete die Neigung zum Autoritätsglauben am allermeisten geschwunden, heutzutage läßt sich der Schaffende von keinem Aristoteles, keinem Lessing Vorschriften geben, jeder Keim schmied und jeder Novellist ist sich selbst beide. Allein aus das Wort eines Ästhetikers, der selbst einer der größten Dichter war, wird man doch wohl noch hören, und vielleicht wird Grillparzer doch zur Klärung beitragen, deren man so sehr bedarf.

Gegen die in ihrer Art geradezu musterhafte Darstellung Reichs wäre nur in Einzelheiten etwas einzuwenden. Gelegentlich der bürgerlichen Tragödie aus der Gegenwart nennt er nur Anzengrubers „Meineidbauer“ und vergißt Hebbels „Maria Magdalena;“ gegen Scherers Poetik ist er zu grob und nicht ganz gerecht; das Wesen des Verjes hat er nicht ganz zutreffend erklärt. Doch haben mir diese Einzelheiten die Freude an der eleganten und fleißigen Arbeit nicht verdorben.

Der Weg zum Parlament.

Rumänisches Genrebild.

Von

Adolf Flachs.

Der königlich rumänische Infanterie-Sergeant Petrica liegt auf seinem harten Lager in der sonnendurchglühten Kasernenzelle zu B., einer kleinen Provinzstadt, und senkt ob der allzu großen Hitze. Auf seinem gebräunten Antlitz lagert lieblicher Friede. Doch ist's nur trügerischer Schein, denn in seiner Seele kämpfen soeben zwei Ideen einen mächtigen Kampf um die Palme der Faulheit.

Soll Petrica, um seine Cigarette anzuzünden, sich vom Lager erheben und höchst persönlich die Zündhölzchen vom Fensterbrett holen, oder kostet es weniger körperliche Anstrengung, zu diesem Behufe einen Soldaten herbeizurufen? Das

* Anmerkung: Diese hier ausgesprochene Vermutung wurde mir nachträglich von dem ausgezeichneten Kenner Grillparzers, dem Direktor der Wiener Stadtbibliothek (und des Grillparzer-Archivs) Dr. Carl Glossy als historisch aus den Tagebüchern Grillparzers, aus der Zeit unmittelbar nach der „Bianka“ nachweisbar, bestätigt. Glossy wird seine neuen Studien bald öffentlich mitteilen.

ist die große Frage, die endlich dadurch ihre Lösung findet, daß der Sergeant mit solcher Kraft den Namen „Basile“ brüllt, als gälte es, bei Kanonendonner und Sturmgebraus sich einem ganzen Regimente verständlich zu machen.

Der Zigeuner Basile, der eben im Kasernenhofe zum nicht geringen Erstaunen seiner Kameraden damit beschäftigt war, sich am heutigen Tage ohne besonderen Befehl zum zweitenmal zu waschen, mußte seine nützliche Arbeit unterbrechen und stürzte die drei Treppen hinan.

„Zu Befehl, Herr Sergeant!“

„Dort beim Fenster — Bündhölzchen — herbringen!“

Basile schnitt ein verdutztes oder, um die Wahrheit zu sagen, eigentlich ein höchst dummes Gesicht darüber, daß er vom Kasernenhofe bis zur beträchtlichen Höhe des zweiten Stockwerkes steigen mußte, um das Feuerzeug zu reichen, das vor der Nase des Sergeanten stand.

Basile war ein bedauernswerter Junge, denn er hatte dreifachen schweren Dienst. Vor allem war er Linienfeldat, was weder Sommer noch Winter zu den größten Annehmlichkeiten des Lebens gehört, ferner war er die „rechte Hand“ Petricas, der täglich tausend Wünsche oder, was dasselbe ist, Befehle hatte, ganz wie eine junge Frau aus reichem Hause; schließlich mußte er sich in seinen wenigen freien Stunden seiner geliebten Lina widmen. Wenn Basile sechs Füße, vier Hände und zwei Köpfe zu eigen gehabt hätte, so hätte er auch nicht allen Anforderungen entsprechen können. Ein Mensch kann eben nicht auf drei Hochzeiten zu gleicher Zeit tanzen, wie man zu sagen pflegt. Was Wunder also, daß der Schwarzhäutige schier weiß vor Entsetzen geworden, als er jüngst vernommen, der Sergeant, dessen Dienstzeit demnächst ablaufen sollte, wolle in seinem Regimente weiter verbleiben.

Der gestrenge Herr Sergeant schien heute allergnädigster Laune, welch seltene Fügung des Himmels der schlaue Basile ausnützen wollte, indem er in wohlbedachter Absicht ein Gespräch einzufädeln begann.

„Heiß ist's heute!“ meinte Basile mit einem Blick auf des Sergeanten höchst einfache, fast adamitische Gewandung. „So heiß, daß jedes Menschenkind einen elenden Frosch um seine kalte Haut beneiden mag.“

„Ja, und dieser verdammte Dienst, der einen in diesem Backofen von Kaiserne festhält,“ stöhnte Petrica.

„Ei, wenn ich so schreiben könnte wie der Herr Sergeant, — eh!“

„Nun, was wäre da?“

„Nun, da fäße ich jetzt im fahlen Kriminal.“

„Wie denn?“

„Ich hätte schon längst Wechsel gefälscht oder etwas Ähnliches angestellt.“

„Nein, Zigeuner,“ lachte Petrica, „solchen Gebrauch mache ich von meinen Kenntnissen nicht.“

„Das meine ich auch nicht. Ich meine nur, weil Sie so gut Schreiben und Lesen verstehen und so tüchtig in der Politif sind, so würden Sie besser thun, vor dem Militärdienst höflich den Hut zu ziehen, ihm «Leben Sie wohl!» zu sagen und Polizeikommissär zu werden.“

„Ach, was ist da weiter dabei? Subkommisär! Große Sache! Da bleibe ich lieber beim Militär. Wenn Gott bald einen Krieg giebt, kann ich Sublocotinent“ werden.“

„Und bei der Polizei ohne Krieg Kommissär, Inspektor, was weiß ich, vielleicht auch Polizeidirektor!“ entgegnete Basile, dem es darum zu thun war, seinen Vorgesetzten loszuwerden. „Ist doch der jetzige Polizeipräsident von Bukarest, Radu, auch nichts weiter als ein Bauernbursche, der früher ganz klein war und jetzt ganz groß ist.“

Die Unterhaltung wurde durch einen Soldaten unterbrochen, der mit dem Rufe hereinstürzte: „Der Herr Kapitän kommt!“

Petrica schnellte vom Bett auf. Er war so geschickt, daß

er im Verlaufe einer Minute nicht nur vorschriftsmäßig angekleidet dastand, sondern auch dabei Zeit gefunden hatte, sich über den Soldatendienst im allgemeinen und den Inspektions-Kapitän im besonderen in Worten auszulassen, die ihm unfehlbar sechsmonatlichen Aufenthalt im Strafhaufe eingetragen hätten, wenn dem Kapitän seine Ansichten bekannt geworden wären.

Diese chicanöse Störung seiner Ruhe gab Petrica Veranlassung, nach glücklich überstandener Revision über Basiles Ausrerung lange nachzudenken, und als er am Abend seine Herzensfreundin Marija aussuchte, konnte er ihr bereits seinen unwiderstehlichen Entschluß mitteilen, Militärleben gegen Polizeidienst einzutauschen.

„Aber liebster Petrica,“ bat Marija, „Du bringst es ja dort zu nichts! Es ist wahrhaftig besser, wir richten uns von meinen Ersparnissen eine kleine Schenke ein!“

„Nichts da, Marija! Ich will eine Rolle spielen, will als Politifer groß und reich werden. Der Weg zum Parlament geht durch die Polizeidirektion.“

„Und wenn Du binnen Jahresfrist nicht einmal Kommissär geworden bist, was dann, Herr Sergeant?“

„Dann, liebste Marija, magst Du mich ohrfeigen nach Herzenslust, und ich will stille halten wie ein Soldat in der Front.“

„Abgemacht!“

Kurze Zeit darauf stand Petrica vor dem Polizeidirektor von B.

„Was willst Du, Sergeant?“

„Subkommisär werden, Herr Direktor.“

„So, so! Warst Du schon bestraft?“

„Nein, Herr Direktor!“

„Wie lange dienst Du?“

„Etwa drei Jahre.“

„Wa—as? Drei Jahre beim Militär und nie bestraft? Kann Dich nicht brauchen. Was ein schneidiger Soldat ist, muß sich im engen, strengen Regiment manchmal nicht wohl fühlen, muß sich an dieser harten Barriere ab und zu eine Beule schlagen. Adieu!“

„Verzeihung, Herr Direktor, ich vergaß — einmal saß ich doch — drei Tage.“

„Alha! Wegen?“

„Mein Pate hatte mir zu Weihnachten einen guten Wein geschickt und —“

„Weiter! Das zweite Mal wegen —“

„Kopfschmerz, der mich hinderte, eine Abteilung Rekruten zu drillen.“

„Verstehe! Weiter!“

„Das dritte Mal, weil ich neugierig war, den Inhalt eines Briefes kennen zu lernen —“

„Gut! Weiter — doch nein, das genügt. Du bist angenommen.“

Im Spätherbit desselben Jahres macht Subkommisär Petrica den gewohnten Rundgang in dem seiner Obhut anvertrauten Stadtviertel. Sein Gang ist nicht mehr militärisch stramm, er geht breiter, würdevoller einher, seine Hüften wiegen sich, die Nasenpitze ragt menschenverachtend gegen den Himmel empor, was deren Eigentümer jedoch nicht hindert, alles zu sehen, was vor ihm, hinter ihm, rechts und links vorgeht. Seinem Blicke entgeht keine widergesetzliche Anwesenheit von Schmutz auf der Straße. Petrica fühlt sich aber in seinem neuen Berufe nicht wohl. Er grollt dem Schicksale, das ihm bisher weder einen Mord, noch einen bedeutenden Einbruchsdiebstahl in seinem Bezirke gebracht hat, während sein Kollege M., Subkommisär im anstoßenden Viertel, so glücklich war, eine großartige Vergiftungsaffaire in die Hand zu bekommen, bei welcher Gelegenheit er in Anerkennung seiner Tüchtigkeit das Recht erhielt, das häßliche „Sub“ wegzutreiben. Er ist

* Sous-Lieutenant.

jetzt Kommissär. — Als wieder drei Monate ohne wichtige kriminelle Ereignisse verstrichen waren, suchte Petrica über das Pech, daß hervorragende Verbrecher an seinem Viertel keinen Gefallen fänden, und beschloß, fortan den in seinem Rayon wohnhaften politischen Persönlichkeiten volle Aufmerksamkeit zu widmen. Vielleicht giebt es auf politischem Gebiete Arbeit! Wer sucht, der findet, das ist bekannt. . . . Eines Tages war Petrica auch in der angenehmen Lage, seinem Chef über ein Komplott folgenden wahrheitsgetreuen Bericht erstatten zu können: „Im Hause des oppositionellen Bojaren Matescu werden ab und zu geheime Versammlungen abgehalten, die um zehn Uhr abends zu beginnen pflegen und oft bei Tagesgrauen schließen. Besonders auffällig: Zusammenkünfte nur, wenn die Bojarin verreist ist. Die Zahl der Bündler: sechs bis acht, sämtlich der regierungsfeindlichen Partei angehörig. Erlaucht unter den Jüngern: den in höchster Aufregung ausgestoßenen Ruf: „Die Noter müssen verlieren.“

Der Polizeidirektor klopfte dem Subkommissär wohlwollend auf die Schulter und sagte: „Bravo, mein Junge. Wenn dahinter wirklich etwas Bedeutendes steckt, so giebt es bald einen Polizeikommissär in B. mehr.“

Voller Freude über diese glänzende Aussicht raunte Petrica geradezu von der Polizeidirektion zu Marişa. Auf dem weiten Wege bis zur Schneiderwerkstatt, wo Marişa mit Nadel und Zwirn bemüht war, altersschwache Damentoiletten zu stärken und zu verjüngen, hatte Petrica Zeit, sich seine Zukunft in den blendendsten Farben auszumalen.

Er sieht sich bereits als Deputierter in der Kammer, wie er eben eine schöne Rede des Ministerpräsidenten mit voller Kraft — beklatscht, und Marişa, seine geliebte Gattin, in einem schönen grellroten Kleide prangend, blickt von der Galerie, seine Größe und Tüchtigkeit bewundernd, auf ihn.

Da geht es ihm plötzlich durch den Sinn, daß Marişa wohl zur Not die Frau eines Polizeikommissärs machen könnte; daß sie aber zu wenig Welt und Wissen besäße, die schwere Rolle der Gemahlin eines Deputierten zu spielen. Unwillkürlich verlangsamte er seine Schritte, und als er endlich am Ziele seiner Wanderung angelangt war, war er auch schon soweit, daß er Marişa mit Bedauern erklärte, er könne nicht mehr mit ihr halten, das hieße leichtsinnig seine herrliche Zukunft kompromittieren, wenn er sie heiraten wollte, er werde aber ihrer nicht vergessen, selbst wenn er Minister werden sollte.

Als Marişa diese Abjage vernahm, funkelten ihre schwarzen Augen lebhafter denn je. Sie sagte Petrica ihre Meinung in wenigen, aus dem Herinnersten kommenden Worten, und schloß ihre kurze Rede in prophetischem Tone folgendermaßen: „Du elender Kerl, Du wirst noch zu meiner Thüre gelaufen kommen und um Einlaß winseln, wie ein frierender Hund.“

Nun hätte freilich der Subkommissär, da alle Inzassen der Werkstatt Ohrenzeugen dieser interessanten Trennungsszene waren, eine Injurienklage gegen Marişa einbringen können; aber Petrica war eine gute Seele: er drückte nachsichtig ein Ohr zu und machte sich rasch aus dem Staube.

Petricas Sinne und Trachten galt nunmehr ausschließlich seiner diplomatisch-politischen Mission, und was in seinem Rayon sonst vorgehen mochte, war ihm ganz gleichgültig. Wenn die Diebe und sonstigen Uebelthäter davon Kenntnis gehabt hätten, sie hätten ungestraft das herrlichste Leben der Welt führen können.

E einmal passierte es Petrica sogar, daß er, in Gedanken vertieft und des Weges nicht achtend, über den Leichnam eines Hundes stolperte und der ganzen Länge nach hinfiel; er dachte jedoch nicht im entferntesten daran, nach dem strafbaren Eigentümers zu forschen, der die öffentliche Straße als Friedhof für die in ein besseres Jenseits eingegangenen Haustiere betrachtete.

Petrica hatte endlich, wie er sich auszudrücken beliebte, einen ingenieösen Operationsplan kombiniert, dessen erster Punkt darin bestand, daß er um jeden Preis die Freundschaft des beim

Bojaren Matescu als Hausknecht bediensteten Dumitru zu erwerben habe. Das war kein leichtes Stück Arbeit. In der sonst friedlichen Seele Dumitrus lebte ein wilder Haß gegen Petrica, weil dieser in seiner Eigenschaft als Subkommissär vor einiger Zeit dem harmlosen Hausknechte aus unbedeutendem Anlasse eine nicht unbedeutende Ohrfeige verabreicht hatte. Indessen scheint es, daß man in den heiligen Hallen des Wirtshauses die unedlen Gefühle der Rache und des Hasses nicht kennt. Denn jetzt konnte man den Mann von der Polizei häufig genug in Gesellschaft des Mannes vom Mehrbesen im Gasthause „Zu den drei Würsten“ in trauriger Nähe des Weinfasses sitzen sehen, und Petrica, der offenbar Urdemokrat und nicht vom häßlichen Beamtenstolz angekränkt war, ging in seiner Freundlichkeit manchmal so weit, seinen Arm vertraulich um den breiten Nacken des Hausknechtes zu schlingen.

Schließlich war die Zeit gekommen, da Petrica seinen Freund für mürbe und — trunken genug hielt, um sich an ihn zu machen.

Der Subkommissär lenkte vorsichtig das Gespräch auf die Vorgänge im Hause des Bojaren und spielte auch auf die nächtlichen, „wahrscheinlich politischen“ Unterhaltungen an.

Doch Dumitru wollte nicht mit der Sprache heraus.

„Höre, Brüderchen!“ läppelte nun der Kommissär dem Dumitru zu. „Du bekommst zwanzig Franken von mir, wenn Du mir Gelegenheit verschaffst, die Herren einmal zu belauschen. Brauchst Dich nicht zu fürchten, wir von der Polizei können schweigen.“

„Ja, aber wie soll ich denn das machen?“

„Sehr einfach,“ fiel Petrica, hoch erfreut über die Bereitwilligkeit Dumitrus, rasch ein. „Gehe die Gesellschaft eintrifft, führst Du mich heimlich in das bewusste, bekanntlich sonst unbewohnte Gemach, wo ich mich in einem Schranke oder unter einem Sofa verberge. Wenn die Leute fort sind, läßt Du mich wieder heraus.“

„Gut,“ sagte Dumitru, „ich will sehen, wie und wann das zu bewerkstelligen ist, und will Dir schon Bescheid sagen.“

Damit schieden die Freunde, indem sie sich herzlich umarmten und küßten, wobei die Thatsache festzustellen ist, daß Petrica mit diesen Zärtlichkeiten den Anfang machte. Dumitru aber, der nicht nur ein tüchtiges Gemüt, sondern auch ein starkes Gedächtnis besaß, wußte letzteres die bekannte Geschichte der Ohrfeige mit den allerkleinsten Details festhielt, beehrte sich, seinen Herrn von der Absicht des Kommissärs zu unterrichten. Bojar Matescu, der ein Freund von guten und schlechten Späßen war, gestattete Dumitru, den neugierigen Polizeikommissär einzulassen. Die Hinausbeförderung werde er persönlich besorgen.

* * *

Petrica hockt nun schon volle drei Stunden in dem nicht sehr geräumigen, in der Mauer angebrachten Schranke zwischen abgelegtem Schuhwerk, zer Schlagenen Flaschen und müßigen älteren Käse, auf einem mit spitzen, harten Stukurzörnern gefüllten Sack. Diesen keineswegs angenehmen Sitzplatz hat ihm der böshafte Dumitru eigens hergerichtet, wie er auch absichtlich den Käse dort untergebracht hat. In seiner freiwilligen Haft hatte Petrica schon längst seine Luftschlöffer zu Ende gebaut und unter Dach gebracht, als endlich — die Uhr im Zimmer schlug einmal — das Rachen von mehreren Männern hörbar wurde. Fünf Herren traten ein und nahmen rund um den Tisch Platz. Bald darauf hörte Petrica ganz deutlich: „Die Noter müssen verlieren, Schwarz bleibt Sieger, Schwarz einunddreißig Pique.“

Petrica war ganz verblüfft. Er hatte wohl von einer roten und einer weißen Partei gehört, aber die Existenz von Schwarz war ihm bisher unbekannt gewesen. Sollte Schwarz am Ende die Farbe der Revolutionspartei sein? Und was soll Pique bedeuten? Ein Lösungswort? Pique einunddreißig — — weh mir, am Ende ist das gar keine Verschwörung, sondern . . .

Petrica hatte nicht Zeit, die sich ihm jetzt aufdrängenden Vermutungen weiter auszuspinnen; denn soeben wandte sich Herr Matescu, der seinen Gästen von dem in der Halle sitzenden Polizeibeamten schon vorher erzählt hatte, mit vernehmlicher Stimme an seine Freunde:

„Meine Herren, ehe wir in unserem löblichen Werke fortfahren, wird eine kleine Stärkung nicht unangenehm sein. Dort in jenem Wandschranke steht ein Flaschchen Cognac — exquisit. Ich will Euch persönlich servieren.“

Dem armen Petrica ward ganz jämmerlich zu Mute, als er den Hausherrn auf sein Verdeck zuschreiten hörte. Wie sich nun die Thür öffnete, galt Petricas erster Blick dem Tische, auf dem — Spielkarten lagen.

Also keine Revolutionspartei, sondern einfach eine Kartenspiel-Gesellschaft.

Petrica war einer Ohnmacht nahe vor Scham über seine lächerliche Situation. Er wollte seine Abwesenheit durch irgend eine Ausflucht erklären; doch ehe er den Mund aufthun konnte, hatte ihn der Hausherr mit dem Ausrufe „Ein Dieb!“ „Ein Einschleicher!“ am Stragen gefaßt, und nun regnete es Hiebe und Prüge. Hierauf öffnete Herr Matescu die Thür und beschleunigte zum nicht geringen Ergötzen seiner Gäste den unwilligen Abgang Petricas durch einen kräftigen und wohlgezielten Fußtritt.

Im Hofe empfing ihn Dumitru, der das Lachen kann verbeißen konnte, als er den Mann der öffentlichen Ordnung in so ungeordnetem Aufzuge erblickte, mit der naiven Frage: „Ei, Petrica, bist ja ein Teufelskerl, wie konntest Du nur unbemerkt herauskommen, — die Herren sind ja noch drin?“

Petrica, vor Wut knirschend, schwor sich zu, an dem hinterlistigen Dumitru ausgiebige Rache zu nehmen, und schlich, ohne Antwort zu geben, in gedrückter Haltung und Stimmung heim. Am nächsten Morgen stattete Herr Matescu dem Polizeidirektor einen Besuch ab, erzählte ihm den Vorfall der verflochtenen Nacht und unterließ es nicht, dem verlegenen Chef der Sicherheitsbehörde zu der Fündigkeit und Geschicklichkeit seiner Agenten ironisch zu gratulieren. Natürlich war Petrica bereits am Nachmittage desselben Tages — Ex-Subkommiffär.

Mißmutig lungerte Petrica nun in den Cafehäusern von B. umher. Seine geringe Barschaft schmolz rasch, wie der Schnee in der Frühlingssonne. Und je kleiner sein Kapital wurde, desto größer wurde wieder seine Liebe zu Marişa, mit der er sich schließlich verlobte.

Petrica ist dermalen Schankwirt in einer Mahala von B. und mit seinem Los ganz zufrieden, besonders dann, wenn er, in zeitweiliger Abwesenheit seiner Gattin, mit Basile, der ab und zu vor spricht, ein Glas um das andere trinkt und so aus der Rolle des Gastwirts in die eines nicht zahlenden Gastes fällt.

Erhält aber Marişa von derartigem Unfug Kenntnis, dann läßt sie es sich nicht nehmen, ihrem Gemahle, der infolge seiner Treulosigkeit, sowie der mißglückten politischen Carrière wenn nicht gerade ihre Neigung eingebüßt, so doch an Prestige bei ihr verloren hat, mit kräftiger Hand den Kopf zurecht zu setzen, wobei sie es nie unterläßt, ihn in grausamer Ironie mit „Herr Deputierter“ anzureden.

Petrica steckt geduldig ein, was ihm seine Frau zu teil werden läßt, und murremt nur leise zu eigenem Troste, was er vor der despotischen Marişa nicht laut zu sagen wagt: „Auch vom Wirtshausgeschäft führt ein Weg zum Parlament!“

Das Märchen vom deutschen Drama.

von
Carl Spitteler.

Es war einmal ein Königssohn Namens Helgobrand, der war an einem Sonntage geboren. Und gegen Abend kam er in einen Wald, und in dem Walde hörte er eine Stimme, und als er der Stimme nachging, entdeckte er in einem großen Sumpfe eine schöne Königstochter, die raufte sich mit ihren weißen Händen ihre schwarzen Haare und weinte kläglich und rief: „Ach, kommt denn kein Königssohn Namens Helgobrand, der ist an einem Sonntage geboren, um mich aus diesem Sumpfe zu erlösen?“ Da wurde der Jüngling froh und rief: „Ich bin der Königssohn Namens Helgobrand, ich bin an einem Sonntage geboren, ich will dich aus diesem Sumpfe erlösen.“ Aber die schöne Königstochter wurde sehr zornig und rief: „Nein, du bist nicht der Königssohn Namens Helgobrand, der ist an einem Sonntage geboren, sonst würdest du mich aus diesem Sumpfe erlösen.“ Und nachdem sie diese Worte gesprochen hatte, raufte sie sich die Haare und weinte noch mehr als vorher.

Der Jüngling aber wurde sehr traurig. Nach einiger Zeit aber entdeckte er eine Brücke, die führte vom Ufer in den Sumpf, gerade zu der schönen Königstochter. Da wurde der Jüngling sehr froh. Aber als er sich nun der Brücke näherte, sahen sieben gute, alte, weise Männer auf der Brücke, die stiegen in ein Horn, und als sie in das Horn gestoßen hatten, kamen von allen Seiten andere gute, alte, weise Männer, und jeder von ihnen trug einen großen eisernen Balken, der war über und über mit krummen Nägeln beschlagen. Und die Balken legten sie quer über die Brücke, daß sie ganz versperrt wurde. Und während ihrer Arbeit weinten sie kläglich und schrien: „Ach, kommt denn kein Königssohn Namens Helgobrand, der ist an einem Sonntage geboren, um die schöne Königstochter aus diesem Sumpfe zu erlösen?“ Da verwunderte sich der Jüngling sehr und sprach: „Ihr guten, alten, weisen Männer, warum versperrt ihr mir die Brücke mit Balken und mit krummen Nägeln? Ich bin der Königssohn Namens Helgobrand, ich bin an einem Sonntage geboren, ich will die schöne Königstochter aus diesem Sumpfe erlösen.“ Aber die guten, alten, weisen Männer wurden sehr zornig und schrien: „Nein, du bist nicht der Königssohn Namens Helgobrand, der ist an einem Sonntage geboren, sonst würdest du die schöne Königstochter aus diesem Sumpfe erlösen!“ Und nachdem sie diese Worte gesprochen hatten, weinten sie noch mehr als vorher und stiegen in das Horn, und als sie in das Horn gestoßen hatten, kamen von allen Seiten andere gute, alte, weise Männer, und jeder von ihnen hatte einen eisernen Balken, der war über und über mit krummen Nägeln beschlagen.

Da begriff der Jüngling, daß es weise Männer waren, und legte sich in das Gras und weinte; denn die schöne Königstochter dauerte ihn sehr. Und als er eine Stunde geweint hatte, troch eine weiße Kröte herbei, die hatte Mitleiden mit dem armen Jüngling und fragte ihn, warum er so weine. Und er erzählte alles, wie es sich zugetragen hatte. „Weine nicht,“ sprach die weiße Kröte, „denn ich will die eine unterirdische Höhle zeigen, welche zu der schönen Königstochter führt.“ Und nachdem sie diese Worte gesprochen hatte, ging sie voran und

zeigte ihm die unterirdische Höhle. Und die Höhle war geräumig und hell und mit marmornen Steinen gepflastert, und vor der Höhle waren sieben Eingänge, und jeder Eingang hatte sieben Thüren, und alle Thüren standen offen.

Da wurde der Jüngling sehr froh und dankte der weißen Kröte. Aber als er sich nun der Höhle näherte, da sahen sieben gute, alte, weiße Weiber vor den Eingängen, die pffiffen durch die Finger, und als sie durch die Finger gepffiffen hatten, kamen andere gute, alte, weiße Weiber, die schlugen die siebenmal sieben Thüren zu und setzten sich auf die Schwelle und zerkratzten sich das Gesicht und weinten und schrien: „Ach, kommt denn kein Königssohn Namens Helgobrand, der ist an einem Sonntage geboren, daß er die schöne Königstochter aus diesem Sumpfe erlöse?“ Da verwunderte sich der Jüngling sehr und sprach: „Ihr guten, alten, weisen Weiber, warum schließt ihr die siebenmal sieben Thüren und setzt euch auf die Schwelle? Ich bin der Königssohn Namens Helgobrand, ich bin an einem Sonntage geboren, ich will die schöne Königstochter erlösen.“ Aber die guten, alten, weisen Weiber wurden sehr zornig und schrien: „Mein, du bist nicht der Königssohn Namens Helgobrand, der ist an einem Sonntage geboren, sonst würdest du die schöne Königstochter aus diesem Sumpfe erlösen.“ Und nachdem sie diese Worte gesprochen hatten, weinten sie noch mehr als vorher und zerkratzten sich das Gesicht und pffiffen durch die Finger. Und als sie durch die Finger gepffiffen hatten, kamen von allen Seiten andere gute, alte, weiße Weiber und setzten sich auf die Schwelle.

Da begriff der Jüngling, daß es weiße Weiber waren, und legte sich in das Gras und weinte; denn die schöne Königstochter dauerte ihn sehr. Und als er eine Stunde geweint hatte, kroch eine weiße Schlange herbei, die hatte Mitleiden mit dem armen Jüngling und fragte ihn, warum er so weine. Und er erzählte alles, wie es sich zugetragen hatte. „Weine nicht,“ sprach die weiße Schlange, „denn ich will dich zu einem guten, alten, weisen Zwerge führen, der hat die schöne Königstochter verzaubert.“ Und als sie diese Worte gesprochen hatte, ging sie voran und führte ihn zu dem guten, alten Zwerge.

Der Zwerg aber hatte ein grünes Nöcklein und einen roten Bart, so daß der Jüngling ganz froh wurde und der weißen Schlange dankte. Aber nachdem die weiße Schlange fortgegangen war, fing der Zwerg an kläglich zu weinen und zerkratzte sich die Brust und schrie: „Ach, kommt denn kein Königssohn Namens Helgobrand, der ist an einem Sonntage geboren, daß er die sieben Aufgaben löse und die schöne Königstochter aus diesem Sumpfe befreie?“ Da sprach der Jüngling: „Ich bin der Königssohn Namens Helgobrand, ich bin an einem Sonntage geboren, ich will die sieben Aufgaben lösen.“ Aber die Aufgaben waren sehr schwer; denn jede verlangte das Gegenteil von dem, was die andere begehrte. Aber die schwerste war die siebente; denn diese begehrte das Gegenteil von dem, was sie selber verlangte; und alle sieben Aufgaben waren nur einmal des Jahres, im Herbst, an der Tag- und Nachtgleiche, zu lösen. Der Jüngling aber hatte Mitleiden mit der schönen Königstochter und legte sich in ein Gebüsch und dachte Tag und Nacht darüber nach bis zur Tag- und Nachtgleiche. Aber als er nun wieder zu dem guten, alten, weisen Zwerge kam, da hatte der Zwerg ein gelbes Nöcklein und einen braunen Bart und war sehr zornig und schrie: „Du

bist nicht der Königssohn Namens Helgobrand, der ist an einem Sonntage geboren, sonst hättest du die sieben Aufgaben gelöst.“ Da verwunderte sich der Jüngling sehr und sprach: „Sieh hin, denn ich habe die sieben Aufgaben gelöst.“ Allein der gute, alte, weiße Zwerg sah nicht hin, sondern wurde nur noch zorniger als vorher und schrie: „Der Zwerg, der dir diese Aufgaben gegeben hat, war ein falscher Zwerg, denn er hatte ein grünes Nöcklein und einen roten Bart.“ Und nachdem der Jüngling sich sehr verwundert hatte, zerkratzte der Zwerg sich die Brust und weinte und schenkte ihm sieben neue Aufgaben. Die waren sehr schwer; denn jede Aufgabe forderte das Gegenteil von dem, was die andere verlangte. Am schwersten aber war die siebente; denn diese verlangte das Gegenteil von dem, was sie selber forderte; und alle sieben Aufgaben waren nur ein einziges Mal des Jahres, im Herbst, an der Tag- und Nachtgleiche, zu lösen. Aber der Jüngling hatte Mitleiden mit der schönen Königstochter und legte sich in ein Gebüsch und dachte darüber nach bis zur Tag- und Nachtgleiche. Aber als er nun wieder zu dem guten, alten, weisen Zwerge kam, da hatte der Zwerg ein schwarzes Nöcklein und einen blauen Bart, so daß er ihm sieben neue Aufgaben schenkte. Die waren alle sehr schwer; aber am schwersten war die siebente. Und so geschah es sieben Jahre; und jedesmal hatte der gute, alte, weiße Zwerg einen anderen Bart und ein anderes Nöcklein.

Als aber die sieben Jahre um waren, da begriff der Jüngling, daß es ein weißer Zwerg war, und legte sich in das Gras und weinte; denn die schöne Königstochter dauerte ihn sehr. Und als er eine Stunde geweint hatte, kroch eine weiße Ameise herbei, die hatte Mitleiden mit dem armen Jüngling und fragte ihn, warum er so weine. Und er erzählte alles, wie es sich zugetragen hatte. „Weine nicht,“ sprach die weiße Ameise, „denn jedes vierte Jahr am Schalttage feiern die guten, alten, weisen Männer heimlich ein Fest mit den guten, alten, weisen Weibern, und wenn du bemerkst, daß die guten, alten, weisen Männer mit den guten, alten, weisen Weibern heimlich ein Fest feiern, so schleiche dich um Mitternacht über die Brücke, und du wirst die schöne Königstochter aus dem Sumpfe erlösen.“

Da wurde der Jüngling sehr froh und dankte der weißen Ameise. Und als er nach vier Jahren am Schalttage bemerkte, wie die guten, alten, weisen Weiber heimlich ein Fest mit den guten, alten, weisen Männern feierten, schlich er sich um Mitternacht über die Brücke, um die schöne Königstochter aus dem Sumpfe zu erlösen. Aber als er nun gegen das Ende der Brücke kam, da hörte er eine Stimme. Als er der Stimme nachforschte, da sang die schöne Königstochter in dem Sumpfe und tanzte und war sehr vergnügt und klatschte in die Hände und rief: „Ach, wie herrlich, daß kein Königssohn kommt, Namens Helgobrand, der ist an einem Sonntage geboren, um mich in diesem Sumpfe zu stören!“ Und also sang und tanzte sie die ganze Nacht, bis zum frühen Morgen. Als aber am Morgen der Hahn krächte, raufte sie sich ihre schwarzen Haare mit ihren weißen Händen und weinte kläglich und schrie: „Ach, kommt denn kein Königssohn Namens Helgobrand, der ist an einem Sonntage geboren, um mich aus diesem Sumpfe zu erlösen?“

Da begriff der Jüngling, daß es eine saubere Königstochter war, und zog in ein anderes Land. Als er gegen

Abend in einen Wald kam, entdeckte er in einem großen Garten eine schönere Königstochter; die sah ihn sehr freundlich an und nannte ihn Helgobrand, so daß er sie auch freundlich ansah und heiratete. Und sie lebten beide glücklich und zufrieden miteinander und hatten viele Kinder, die waren sehr schön; und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch.

Aus der cynischen Schule.

von
F. W.

Auf der Freien Bühne von Berlin hat jüngst das Schauspiel des Grafen Leo Tolstoi, „die Macht der Finsternis“, das Schicksal der früheren Stücke geteilt. Vor-gefasste Meinungen kämpften mit lebhaftem Beifall und lautem Zischen gegen einander. Wie in unsern Parlamenten die Parteien fest geschlossen zur Abstimmung schreiten und sich am Entscheidungstage weder durch schöne Reden, noch durch gute Gründe in ihrem Urteil erschüttern lassen, so saßen bei den Entscheidungsschlachten der Freien Bühne einige hundert Freunde und Feinde der werdenden Kunst unerschütterlich da, und nach jedem Fallen des Vorhangs kann man sich auf die ammutige Mischung von Zischen und Händeklatschen gefaßt machen. Nur einen Vorteil hat die Kunst vor der Politik voraus. Es giebt im Theater weit mehr Wilde als im Reichstage. In bunter Reihe zwischen den Herren von der äußersten Rechten, die wie Carl Frenzel vor jedem wahren Worte in kritische Ohnmacht fallen, und denen von der äußersten Linken, welche jedes grobe Wort schon für ein wahres halten, sitzen wieder Hunderte von Herren und Damen, welche sich im Kampfe der Meinungen einige Unbefangenheit bewahrt haben und sich der Wirkung des Dichters vorurteilslos hingeben. Diesen Wilden hatte es „die Macht der Finsternis“ zu verdanken, daß das Schauspiel trotz mangelhafter Einzeldarstellung und trotz einer völlig ungenügenden Uebersetzung schließlich einen ernsthaften Erfolg davontrug. Über zwei Stunden lang stritten die Eingeschwornen zur Rechten und zur Linken mit aller Lungenkraft um den Sieg. Gerade da aber, wo das Entsetzen der ästhetischen äußersten Rechten den Höhepunkt erreichte und „Pfu!“-Rufe die Anschauung von Carl Frenzel in ein edles Deutsch Uebersetzten, begann die grauenhafte Gewalt des Stückes die Unbefangenen so vollständig zu bannen, daß den „Pfu“-Rufern darüber der Atem vor Schrecken bis zum Schlusse versagte.

Was hier für den endlichen Erfolg entscheidend war, das kann man eigentlich nicht als den Realismus des Stückes bezeichnen; denn dieser wirkte in den drei ersten Akten stellenweise ermüdend und hätte auf die Länge vielleicht die Zahl der Zischer vermehrt. Romantisch angehauchte Gestalten trugen das Stück: ein zehnjähriges Kind, in dessen Seele sich das Grausen des Vorgangs spiegelt, und der alte fromme Vater des Missethäters, der mit religiösen und sozialistischen Anklängen das gute Princip vertritt, an welches Graf Leo Tolstoi mit dem Eifer eines Mystikers glaubt. Tolstoi gehört aber trotz seines mystischen Urchristentums und seines glühenden Optimismus durch seine Kunsttechnik demjenigen Schule an, zu welcher die meisten Dichter der Freien Bühne sich bekennen und welche ich in der Ueberschrift die cynische zu nennen so frei war.

Es wäre aber ein schlimmes Mißverständnis, wenn jemand in dieser Bezeichnung gerade einen Tadel suchen wollte. Die cynische Philosophie hat genau wie jedes andere bedeutende System eine Hälfte der Wahrheit, die Wahrheit von der einen Seite aus, gesehen. Und als nach dem Tode des Sokrates, der wie Kant Kritik geübt hatte, aus den Ruinen neues Leben erstehen sollte, da war neben dem Platonismus der Cynismus, neben der Ideologie die Hundephilosophie eine sehr nützliche Erscheinung. Die beiden großen Gegenätze haben niemals auf-

gehört, mit einander zu ringen, mit wechselndem Glücke; und wenn heute wieder — wie zur Zeit des alten Rousseau und des jungen Goethe — der Cynismus obenauf ist, so beweist das nur, daß einige Jahrzehnte lang der Platonismus geherrscht und eine Reaktion heraufbeschworen hat. Jetzt lehrt uns seit dem Auftreten von Doitsojewski, Zola und Ibsen der Wahrheit anstarren, daß ganz gewiß wieder nach wenigen Jahrzehnten die platonische Reaktion kommen wird, wenn nicht inzwischen der große Dichter erscheint, der das Wunder versteht, mit den Sonnenaugen des reifen Goethe beide Seiten der Wahrheit zugleich anzuschauen.

Doitsojewski, Zola und Ibsen werden von den Anhängern der neuen Richtung, welche fast ebenso viele Namen als Feinde und Freunde hat, immer wieder zusammen genannt und ihre Schlagworte werden durcheinander geworfen. In Wirklichkeit sind die drei genialen Männer in Bezug auf Weltanschauung, Persönlichkeit, auf Kunstziele und Kunstmittel so sehr voneinander verschieden, daß es schwer ist für das Gemeinsame, das sie doch unzweifelhaft für ihre Jünger haben, einen einzigen Namen zu finden. Gemeinsam ist ihnen aber gewiß der lägenfeindliche Cynismus, den sie übrigens vielleicht alle drei, ohne es zu wissen, der cynischen Weltbetrachtung Arthur Schopenhauers verdanken.

So wie Schopenhauer in seinem System ein Platoniker, in seiner Darstellungsweise nur ein Cyniker war, so wie jeder echte Satiriker ein unverbesserlicher Optimist ist und in seinen Mitmenschen nur darum Karikaturen sieht, weil ein allzu ideales Menschenbild unverrückt vor seiner Seele steht, so glaubt auch Graf Leo Tolstoi unbeeirrt von den fürchterlichen Geschöpfen seiner eigenen Phantasie an die Zukunft der Menschheit. Durch diesen Glauben unterscheidet er sich vor allen wesentlich von Zola und Ibsen, welche in Glaubenssachen die wahren Nihilisten sind, während die Russen immer an irgend etwas glauben und wäre es auch nur an den Seelenadel der Idioten. Tolstoi aber ist als Systematiker geradezu ein Utopist und ihm muß man, wenn einem, die Wahrhaftigkeit seiner cynischen Darstellung zutrauen. Diese Vereinigung von Menschenverachtung und Menschenliebe, von Satire und Gefühlsüberchwang, wie namentlich „die Macht der Finsternis“ das alles darbietet, erinnert im guten wie im bösen an den Schiller der „Räuber“.

„Die Macht der Finsternis“ ist ein recht prosaischer Titel: er sagt mit klaren Worten, daß der Dichter alle Niederkniet seiner handelnden Personen mit der Macht des Aberglaubens einschuldigen wolle, in welcher die armen Seelen Rußlands dahinleben müssen. In einer Variante zum vierten Akt, welche auch auf der Freien Bühne anstatt der entsetzlichen ersten Fassung zur Aufführung kam, giebt der betrunkene Knecht Mitritsch die Tendenz noch ganz ausführlich. „Was ist denn solch ein Bauerndieb? Millionen giebt's im russischen Lande, und alle seid Ihr blind wie die Maulwürfe und unwissend. Die Kühe einräuchern, damit sie nicht friepieren, und kleine Kinder unter die Hühnerstiege tragen und andere Hexereien dieser Art — das ist alles, was sie können.“

Eindringlicher als der symbolische Titel und als der verjoffene Raïssonneur des Stückes predigt es selbst seine Lehre. Der junge sturperhafte Nikita, Knecht beim reichen Bauer Peter Ignatitsch, ist ein Don Juan des Dorfes, der gleichzeitig mit der zweiten Frau seines Brotherrn und mit einer armen Waise Liebesverhältnisse unterhält. Sein frommer Vater Afim will ihn überreden, die verführte Waise zu heiraten; seine schlaue Mutter aber lenkt sein Geschick ganz anders. Auf ihr Anstiften wird der Bauer vergiftet, sein Geld den rechten Erben entzogen und Nikita wird der Mann der Witwe. Als Herr im Hause mißhandelt er das Weib, wird der Geliebte von deren Stiefsohn und giebt sich endlich, da diese ein Kind zur Welt gebracht hat, dazu her, es in bestialischer Weise zu töten und es dann im Keller zu verscharren. Aber von diesem Augenblick an läßt ihm sein Gewissen — oder sein Aberglaube? — keine Ruhe und am Hochzeitstage reißt es ihn fort, daß er vor allen

versammelten Gästen ein Bekenntnis aller seiner Sünden ablegt. Mit der Gewißheit, daß der Verbrecher am Galgen hängen werde, schließt das Drama.

Es wäre unrichtig zu glauben, es werde somit das Laster bestraft oder die Tugend gar belohnt. Leo Tolstoi denkt hier nicht daran. Ein russisches Charakterbild bietet die Buße so gut wie die Schuld; nichts weiter. Nisita war steinunglücklich, solange er in seiner Schwäche dem Räte der Jurien folgte, welche ihn umgaben; in dem Bekenntnis, in der freiwilligen Aufnahme der Strafe findet der Sohn Mims eine Art Wollust. Und wenn der Dichter auch seine Lehre, ohne Menschenfurcht dem Leben wie dem Tode ins Nutzlitz zu schauen, ganz feierlich und innig meint, so burlesk er sie auch durch den besoffenen Raiffonneur aussprechen läßt, so ist doch die „Besserung“ seines Nisita nicht ein Sonntagspredigermärchen, sondern eine höchst charakteristische Form von plötzlich erwachten, religiösem Fanatismus.

Auf der Freien Bühne ist dem Werke Tolstois dadurch ein kleines Unrecht widerfahren, daß Gerhard Hauptmanns Schauspiel „vor Sonnenaufgang“ früher gespielt wurde, als „die Macht der Finsternis“, welches Drama für Hauptmann offenbar nicht nur die ganze Stimmung, sondern auch die wichtigsten Motive vorbereitet hat. Für naive Zuhörer konnte so „die Macht der Finsternis“ als eines von vielen Gattungsfüßchen erscheinen, während Tolstoi doch die Reihe eröffnete. Soweit die Übersetzung urteilen läßt, scheint Hauptmann in der Charakteristik der Sprache bei den einzelnen Personen realistisch zu sein, und seine eigene starke Persönlichkeit beweist er dadurch, daß er die russischen Typen durch deutsche ersetzt hat. Aber unvergleichlich höher steht Graf Leo Tolstoi in dem, was erst die Überlegenheit im großen ausmacht. Während Hauptmann bis auf den Selbstmord am Ende keine Handlung bietet, sondern nur ein düsteres Idyll, ist bei Tolstoi trotz der vielen Reden alles Drama; und die Stimmung, welche bei Hauptmann sehr geschickt auf den einen Akkord — ich hätte beinahe gesagt: auf den einen Duft — des Alkoholismus abtönt ist, sehen wir bei Tolstoi die russische Bauernfamilie so plastisch und ganz vor uns, als ob wir unsichtbar in ihrer Mitte lebten. Wie das ganze Dorf von den Verbrechen weiß und schweigt, und wie nur im höchsten Zorne etwas von Gift hingeworfen wird, das ist unvergleichlich festgehalten.

Es ist schon gesagt worden, daß der Erfolg zumeist dem etwas romantischen Ende zu danken ist. Der literarische Eynismus, der — ich wiederhole, im besten Sinne des Wortes — die drei ersten Akte beherrscht, hat mich in meinem Zweifel über den Wert des Naturalismus für die Bühne nur bekräftigt. Versteht man unter Naturalismus nichts als die ganze plastische Wahrheit des Gegenstandes, so ist die Bühne immer naturalistisch, auch wenn sie uns Tasso im Garten der Prinzessin zeigt. Die cynische Schule des Romans greift nach kraffen Stoffen, weil der Erzähler an ihnen seine naturalistische Kraft am besten üben zu können meint; die Bühne, welche alles und jedes lebhaft vor uns hinstellt, braucht so kraffe Stoffe nicht und sollte sie vielleicht vermeiden, weil zwischen ihr und dem Zuschauer nicht die Phantasie steht, welche zwischen dem Erzähler und dem Hörer vermitteln muß. Davon vielleicht ein andermal.

Kleine Kritik.

Molières „Tartuffe“ ist am Deutschen Theater zu Berlin in einer neuen Übersetzung von Ludwig Juldas aufgeführt worden. Unter den vielen Experimenten, das Meisterstück des französischen Meisters für die moderne Bühne wiederzugewinnen, wird diese Nachdichtung in literarischer Hinsicht wohl lange den ersten Platz behaupten. Der Knüttelvers

feiert heute, hundert Jahre nachdem er im ersten Teile von Goethes Faust seine Auferstehung feierte, erst seinen Triumph. Und es war ein überaus glücklicher Gedanke Juldas, den deutschen Knüttelvers, den gleichzeitig Paul Henje und Ernst von Wildenbruch auf die Bühne brachten, für die Übersetzung des Franzosen zu benutzen. Das deutsche Drama ist offenbar im Begriffe, den jambischen, ungereimten Blankvers, der es von Nathan dem Weisen bis zu dieser Stunde beherrscht hat, wieder einmal gegen eine neue Form zu vertauschen. Nun glaube ich nicht, daß dem kurzen, gereimten Knüttelvers die Zukunft geböre; ich glaube vielmehr, daß die nächste Zeit uns wie der Sturm und Drang auch die Tragödie in Prosaform geben werde, und daß nur in geistreich spielenden Theaterstücken der Reim noch anmutig wirken könne, ohne an die Zeit der Allonge-Perücken oder Zöpfe unangenehm zu erinnern. Ja, ich kann mir eine Zeit denken, in welcher der Reim, der seit tausend Jahren für natürlichen Wohlklang der Sprache gilt, zu einem klingenden Spiele des Witzes herunterfällt. Soweit sind wir vorläufig noch nicht. Aber im Drama wenigstens erinnert der Reim doch schon an verklungene Zeiten und eignet sich darum ganz besonders für die Übersetzung geistreich spielender älterer Dichter. Mit dem reimlosen Jambus ist die Schlagkraft der Molièreschen Reimpaare niemals zu erreichen, und die Versuche, die Alexandriner des Textes nachzuahmen, mußten häufig daran scheitern, daß der Alexandriner für unser Gehör seit Gottsched undeutsch, undramatisch und unwahr geworden ist. So ist denn der Einfall Ludwig Juldas mit lebhaftem Danke zu begrüßen, und nur zu wünschen, er möge uns auch die übrigen versifizierten Dramen Molières in gleich vorzüglicher Weise erneuern. Zum Schein es keine Mühe zu sein, und uns ist es ein Gewinn. Doch wird er gut thun, den Knüttelreim in einer Beziehung etwas weniger modern zu behandeln. Das Übergreifen des Gedankens von einem Verse in den andern, das den Reim verstreut und ganze Reden oft in rhythmische Prosa aufzulösen scheint, könnte für andere dichterische Zwecke gar nicht hübscher ausgeführt sein; gerade bei Molières aber schadet es der schon erwähnten Schlagkraft der Reimpaare.

In einer vortrefflichen Aufführung, in einem musterhaften Ensemble hatte der Tartuffe in dem neuen Gewande einen glänzenden Erfolg: das erste Publikum, welches gern Vergleiche anstellt, hatte seine Freude an der durchaus modernen Sprache, welche aufs glücklichste bald den zierlichen, bald den vulgären Ton Molières nachahmte. Aber die näheren Zuhörer späterer Vorstellungen blieben dem französischen Klassiker gegenüber bedeutend kühler. Und bei aller frohen Verehrung für Molières kann ich nicht umhin, meine Freude über diese Abkühlung auszusprechen. Nicht aus Furcht vor der Ausländerei, denn Molières ist und bleibt ein Lustspieldichter, dem wir Deutsche keinen ebenbürtigen an die Seite zu stellen haben. Auch nicht deshalb, weil der alte Schriftsteller etwa den neuesten den gebührenden Platz rauben könnte; denn joviel ist jedermann das Kind seiner Zeit, also heutzutage mit vergangenen Zeiten besfreundet, daß die Wiederbelebung eines so echten Dichters wie Molières nur günstigen Vorurteilen begegnen kann. Was mich an der Gleichgültigkeit, welche meine unliterarische Nachbarschaft der Handlung entgegenbrachte, herzlich erfreuen mußte, das war der Gedanke: Der Stoff und die Tendenz, der Kampf gegen die Scheinheiligkeit, ist nun doch endlich veraltet. Ich möchte nicht gern mißverstanden werden. Heuchler, welche ihre nichtswürdigen Absichten hinter frommen Redensarten verbergen, gab es immer und giebt es heute wieder in Fülle. Aber in demselben Maße, als der starre Glaube seine Macht über die höheren und mittleren Stände verloren hat, in demselben Maße hat die Scheinheiligkeit der alten Tartuffe an Gefährlichkeit eingebüßt. Unsere Könige machen der Kirche die schuldige Keferenz, aber sie überliefern ihr nicht mehr den Staat, wie der alte Ludwig XIV., der in Molières Tartuffe eine so unhistorische Rolle spielt. Und unser Bürgerstand ist im ganzen und großen in seiner Religiosität so wenig buchstabengläubig geworden, daß die alte Scheinheiligkeit keine Macht mehr über ihn hat. Wenn heute der alte Tartuffe-Stoff noch mit ursprünglicher Gewalt auf die Zuschauer wirken soll, so muß das Urbild des neuen Ergon, anstatt aus der Mitte der reichen Bürger, entweder aus besondern Konventikeln der Großstadt oder aus der Masse der bäuerlichen Bevölkerung herausgefunden werden. Anzusehender hat in seinem „Gewissenswurm“ so einen modernen Bauerntartuffe mit neuen Linien und neuen Farben gezeichnet. fm.